

Neueste Nachrichten

Bugleich Gengenheimer, Oberstedten-Dornholzhausener, Seulberger, Friedrichsdorf-Röpperner Neueste Nachrichten - Taunuspost

Bezugspreis: 1.50 RM. monatlich aus-
schließlich Frachtkosten. Erscheint woch-
entlich. — Bei Ausfall der Lieferung
ohne Verschulden des Verlags oder
infolge von höherer Gewalt, Streit
etc. kein Anspruch auf Entschädigung.
Für unbenutzte eingekaufte Ausgaben
übernimmt die Schriftleitung keine
Verantwortung. — Einzelnummern: 10 Pf.
2707 - Fernsprech-Anschluß - 2707

Kreisanzeiger für den Obertaunuskreis

Bad Homburger Tageszeitung und Anzeiger

Bad Homburger Lokal- und Fremden-Blatt

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Bad Homburg, Dorotheenstr. 24

Anzeigenpreis: Die einspaltige 30 mm
breite Nonpareilzeile kostet 20 Pf.
Lokale Gelegenheitsanzeigen nach be-
sonderem Tarif. — Die 38 mm breite
Nonpareilzeile kostet 1.50 RM. — Erscheinen
von Anzeigen an bestimmten Tagen
und Plätzen nach Möglichkeit aber
ohne Gewähr. — Offertgehalt 50 Pf.

Postfachkonto 398 64 Frankfurt a. M.

Nummer 213

Samstag, den 10. September 1932

7. Jahrgang

Das Reichstagspräsidium beim Reichspräsidenten

Hindenburg behält sich seine Entscheidung vor.
Berlin, 10. September.

Amtlich wird mitgeteilt:

Reichspräsident von Hindenburg empfing am Freitag das neu gewählte Präsidium des Reichstages: Reichstagspräsident Göring und die Vizepräsidenten Esser, Graef (Thüringen) und Rauch. Reichstagspräsident Göring stellte das neue Präsidium vor; der Herr Reichspräsident dankte für den Besuch und sprach den Herren seine besten Wünsche für die Erfüllung ihrer Aufgabe aus. Hieran schloß sich eine kurze Aussprache über die politische Lage.

Die politische Aussprache

Ergänzend wird hierzu gemeldet: Im Anschluß an die Vorstellung des Präsidiums entwickelte sich eine Aussprache, die etwa 20 Minuten dauerte, und bei der alle Herren des Präsidiums zu Wort kamen. Reichstagspräsident Göring legte dar, daß der Reichstag eine arbeitsfähige Mehrheit habe. Vizepräsident Graef widersprach aber diesen Ausführungen grundsätzlich mit dem Hinweis darauf, daß es nicht Aufgabe des Reichstagspräsidiums sei, politische Verhandlungen mit dem Reichspräsidenten einzuleiten. Auch der Reichspräsident stellte sich auf einen ähnlichen Standpunkt, fügte aber hinzu, er habe nichts dagegen, daß die Herren ihre Auffassungen zum Ausdruck brächten.

Die Herren Göring und Esser lehnten dann dem Reichspräsidenten ihren Standpunkt in dem Sinne auseinander, wie er ja durch die Erklärungen bekannt ist, die in den letzten Tagen von führenden Stellen ihrer Parteien abgegeben worden sind. Die Ausführungen des Reichstagspräsidenten Göring gipfelten in der Bitte, seine letzten Entschlüsse nicht eher zu fassen, als er die Führer der großen Parteien empfangen und ihre Anschauungen kennengelernt habe, damit der Versuch gemacht werde, eine Zusammenarbeit zwischen dem Reichspräsidenten und dem Reichstag herbeizuführen. Der Reichspräsident hat sich seine letzte Entscheidung vorbehalten, aber keinen Zweifel daran gelassen, daß die jetzige Regierung seine unbeschränkte Vertrauen besitze. Damit war die Aussprache beendet.

In offiziellen Kreisen herrscht weiterhin die Meinung vor, daß nur noch die Reichstagsauflösung übrigbleibt. Neue Versprechungen mit der NSDAP. seien durch die Münchener Hitler-Rede unmöglich geworden.

Immerhin bleibt abzuwarten, welche Stellung Kabinett und Reichspräsident zu den am Montag beginnenden parlamentarischen Auseinandersetzungen einnehmen werden.

Optimistischere Auffassung bei den Parteien

Im Gegensatz zu der Auffassung in amtlichen Kreisen kann man bei Zentrum und Nationalsozialisten den Eindruck feststellen, daß eine weitere abwartende Politik ihrem Ziel eines Präsidialkabinetts mit ihrer Beteiligung doch näherbringen könnte, zumal der Reichspräsident noch keine endgültige Entscheidung getroffen, sondern sich die Entscheidung über eine Aussprache mit den Führern der Hauptparteien vorbehalten hat.

In Kreisen der beiden genannten Parteien wird vielfach auf eine Stellungnahme der „DZ.“ hingewiesen, die davon warnte, die Unruhe einer Reichstagsauflösung und von Neuwahlen heraufzubeschwören, bevor alle Möglichkeiten einer Einigung erschöpft sind. Diese Stimme wird als ein Ausfluß von Strömungen aufgefaßt, die neuerdings in einem Teil der Wirtschaft zu finden sein sollen, und deren Grund man vor allem mit in der Befürchtung sieht, daß der kommende Wahlkampf den sozialpolitischen Konfliktstoff scharf in den Vordergrund rücken und damit einen antisozialistischen Charakter bekommen würde.

Was tut Hitler?

Wieweit diese Auffassungen richtig sind, läßt sich in diesem Augenblick um so schwerer beurteilen, als vieles, was gesprochen und gesagt wird, taktischen Absichten entspringt. Von einer sehr maßgeblichen und unparteilichen Seite wird die Lage dahin gekennzeichnet, daß die nächste Entscheidung bei den Nationalsozialisten liege. Damit soll gemeint sein, daß Hitler sich nun entscheiden müsse, ob er durch Forcierung des Mißtrauens oder anderer gegen die Reichsregierung gerichteter Anträge — etwa Aushebung der preußischen Notverordnung! — die Reichstagsauflösung beschleunigen, oder ob er durch eine Verlängerung des Reichstages Zeit gewinnen will, um abzuwarten, ob sich die Lage zugunsten eines Kanzlerwechsels verschiebt. Hitler ist bekanntlich seit zwei Tagen in Berlin, wie man annimmt, um persönlich in die Verhandlungen mit dem Zentrum einzugreifen.



Unser Bild zeigt das Präsidium nach dem Verlassen der Reichstagskammer, wo der Reichspräsident während des Umbaus seines Palais wohnte. Von links nach rechts: Graef, Esser, dahinter Rauch und ganz rechts Göring.

Zum Besuch bei Hindenburg.

Eine deutschnationale Darstellung.

Berlin, 10. September.

Die deutschnationale Pressestelle gibt mit Rücksicht auf die verschiedenen Veröffentlichungen über den Besuch des Reichstagspräsidenten beim Reichspräsidenten den Bericht bekannt, den der deutschnationale Abgeordnete Graef in der Sitzung der deutschnationalen Reichstagsfraktion darüber erstattete. Darnach hielt Präsident Göring eine Ansprache, in der er betonte, daß im Reichstag eine arbeitsfähige parlamentarische Mehrheit vorhanden sei, daß der Reichstag sich nicht ausschalten lassen wolle, und daß er als Reichstagspräsident sich gegen Gerüchte, daß der Reichspräsident diese Ausschaltung beabsichtige, zur Wehr setzen müsse. Er habe den Auftrag des Reichstages, dies zum Ausdruck zu bringen.

Der deutschnationale Vizepräsident Graef widersprach diesen Äußerungen aufs schärfste. Er führte aus, daß das Reichstagspräsidium nicht befugt sei, dem Staatsoberhaupt politische Vorschläge zu machen oder gar Ratschläge zu erteilen. Das Präsidium sei keine politische Körperschaft und durchaus in seiner Meinungsbildung nicht einheitlich. Graef betonte, daß die Einsetzung eines wirklich von den Parteien unabhängigen Kabinetts ein Fortschritt sei, demgegenüber der Rückfall in den Parlamentarismus und in das Koalitionsspiel, wie es die Nationalsozialisten und das Zentrum erstrebten, einen absoluten Rückschritt bedeuten würde. Hierüber sei sich der größte Teil des Hauses einig. Schließlich weiter Kreise der Nationalsozialisten einig. Die Rücksicht auf die Autorität des Staatsoberhauptes verbiete es, einen Kurswechsel in der Regierungsführung vorzunehmen, selbst für diejenigen, die nicht mit allen Maßnahmen des Kabinetts von Papen im Reich und in Preußen einverstanden seien.

Ersparnis und Vereinfachung

Berlin, 10. September.

Reichskommissar Dr. Bracht sprach Freitagabend in der Stunde der Reichsregierung über alle deutschen Sender zur Verwaltungsreform in Preußen. Der Reichskommissar gab einen Gesamtüberblick über die Gründe, den Umfang und das Ziel der eingeleiteten Reform.

Gegenüber dem Einwand, ob die gegenwärtige Zeit der Not der richtige Zeitpunkt für eine Reform der preußischen Staatsverwaltung sei, erklärte der Reichskommissar: Die Reform werde gewiß nicht für den Tag geschaffen, sondern auf eine lange, lange Zukunft. In Zeiten des Wohlstandes treten die Konstruktionsmängel in der Verwaltung nicht so in Erscheinung. Es gehört schon zur Tradition Preußens, daß große Verwaltungsreformen nur in Notzeiten durchgeführt wurden. Der Minister erinnerte an das Beispiel Friedrichs Wilhelms I. und des Freiherrn vom Stein.

Die Erleichterungen, die die Reformen bringen sollen, werden natürlich den Einzelnen gegenüber nicht sofort in Erscheinung treten können. Das, worauf es jetzt ankommt, ist die Schaffung der Grundlagen für eine Vereinfachung des gesamten preußischen Staatsapparates.

Die beiden Gebiete der Reform, die bis jetzt durchgeführt worden sind — die Auflösung von 60 Amtsgerichten und 58 Landkreisen sowie die organisatorische Neuordnung der allgemeinen Landesverwaltung — sind nur ein Teilgebiet der großen Reform an Haupt und Gliedern, die im Reich, in den Ländern und Gemeinden durchgeführt werden muß.

Dabei konnte die Reform der kommunalen Selbstverwaltung nur in einem Teilgebiet behandelt werden. Diese Beschränkung war aus einem rechtlichen Grunde notwendig. Denn die Notverordnung, die den Ländern die Möglichkeit bietet, eine Reform der Verwaltung auf dem Notverordnungswege durchzuführen, ermächtigt nur zu Maßnahmen, mit denen unmittelbare Ersparnisse verbunden sind.

Die Einziehung von Kreisen und Amtsgerichten ist in erster Linie eine Vorwegnahme. Die Auflösung solcher Behörden schafft gründliche und bleibende Ersparnisse. Darüber hinaus war die Einziehung kleiner Verwaltungsbezirke, denen eine selbständige Bedeutung nicht mehr zukommt, eine notwendige Voraussetzung für die Reform der allgemeinen Landesverwaltung.

Das Ziel dieser Reform ist eine unmittelbare Ersparnis von Ausgaben und in Zusammenhang damit eine möglichst weitgehende Dekonzentration in den Verwaltungsaufgaben, d. h. die Erledigung von einzelnen Stellen ohne grundlegende Bedeutung soweit als möglich im örtlich zuständigen Bezirk. Es ist jetzt möglich, viele Entscheidungen, die bisher nur bei der Bezirksregierung getroffen werden konnten, weil nur dort ein Überblick über die verschiedenen Fachbehörden möglich war, an die Kreisbehörde abzugeben. Damit wird eine Instanz gespart und Doppelarbeit gleich von Anfang an ausgeschaltet.

Soll dieser Wurf, den die preußische Staatsregierung mit der Verwaltungsreform gewagt hat, gelingen, ist allerdings eines unbedingte Voraussetzung. Als Landräte, Regierungen- und Oberpräsidenten müssen Männer dem Staate dienen, die umfassende Sachkenntnis besitzen, sich lediglich als Diener des Staates fühlen und ihre persönlichen weltanschaulichen und politischen Auffassungen im Staatsinteresse unterordnen.

Der nächste weitere Schritt wird in der Vereinfachung der preußischen Zentralinstanz liegen. Wenn es gelingt, die Zusammenarbeit von Reich und Preußen zu erhalten und weiter auszubauen, kann gerade in den Berliner Reforts viel Doppelarbeit vermieden werden. Vor allem haben wir alle kein Geld für Ausgaben, die nur aus einem gegenseitigen Arbeiten zwischen Reich und Preußen entstehen. Die Vereinfachung in der preußischen Zentralinstanz ist nicht von der Einleitung der Reichsreform abhängig. Auch hier können schon jetzt entsprechende Maßnahmen getroffen werden. Sie werden in Bälde folgen.

Die Reichsbahn-Entlassungen.

Eisenbahngewerkschaften beim Reichsverkehrsminister.

Berlin, 10. September.

Der Reichsverkehrsminister empfing am Freitag die Vertreter der Gewerkschaften der Eisenbahnarbeiter, um mit ihnen die Frage der Entlassung von Eisenbahnarbeitern zu besprechen. Der Minister erklärte, daß er die Notwendigkeit einer Entlassung sehr bedauere, und daß er über Wege zur Milderung mit der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft bereits seit längerer Zeit verhandle. Der Beschluß, Arbeiter zu entlassen, sei von der Reichsbahn angefordert worden, schon anfangs des Sommers, also erhebliche

gen vor der Entstehung des Wirtschaftsprogrammes der Reichsregierung, gefaßt worden.

Die Reichsbahn werde nunmehr durch die ihr aus den Steuergutschriften zufließenden Mittel in den Stand gesetzt, zurückgestellte Arbeiten wieder aufzunehmen. Sie werde dabei auch Oberbauarbeiten ausführen lassen, bei denen ein nicht unerheblicher Teil der zur Entlastung vorgesehenen Leute über den 1. Oktober hinaus beschäftigt werden könne.

Die Gewerkschaften vertraten die Auffassung, daß durch anderweitige Regelung der Arbeitsverhältnisse im Betriebe, insbesondere durch Einlegung von Feiertagen die Entlastungen weiter eingeschränkt werden könnten. Der Reichsverkehrsminister erklärte dazu, diese Frage mit der Deutschen Reichsbahngesellschaft sofort zu prüfen.

Reichsvertreter in München.

Freiherr von Cersner zum Vertrauensmann bestellt.

München, 10. September.

Die bayerische amtliche Presse teilt mit: Daß sich bei der Reichsregierung das Bedürfnis herausgestellt hat, im Verkehr mit der bayerischen Staatsregierung auch persönliche Fühlungnahme zu pflegen, wurde Legationsrat Dr. Freiherr von Cersner als Vertrauensmann der Reichsregierung in München bestellt. Seine Aufgabe ist es, in bestimmten Fällen und zu bestimmten Aufträgen der Reichsregierung in München zur Verfügung zu stehen.

Landkreisreform vor dem Staatsrat

Grundrissliche Zustimmung.

Das Plenum des preussischen Staatsrats behandelte am Freitag die Verordnung über die Vereinheitlichung der Landkreise. Der Staatsrat erhob einstimmig mit Ausnahme der kommunistischen Partei die Auffassung zum Beschluß, daß eine Neugliederung der Landkreise durch Zusammenlegung und Aufstellung zweckmäßig war, um Ersparnisse zu erzielen. Er hält es andererseits für erforderlich, daß eine schnelle Nachprüfung der Verordnung dahin erfolgen müsse, inwieweit die vorgebrachten Beschwerden der verschiedenen Bevölkerungskreise berechtigt seien und ob und inwieweit ihnen abgeholfen werden könne.

Der Vertreter der Staatsregierung erklärte, daß die durch Zusammenlegung und Neugliederung erzielten Ersparnisse nicht so unerheblich seien, wie sie vielfach hingestellt würden. Allein bei der staatlichen landräulichen Verwaltung, deren Kosten im ganzen 18 Mill. RM. betrügen, werde der Betrag von einer Million Reichsmark gespart. Der Schwerpunkt der Ersparnisse liege jedoch bei der Kreisomunalverwaltung. Hier betrügen die Ersparnisse sicher ein Vielfaches der Summe, die bei der staatlichen landräulichen Verwaltung erspart werde, also viele Millionen. Die Regierung sei durchaus bereit, besondere Härten, die sich aus der Grenzziehung im einzelnen ergeben, im Rahmen der durch die Reform erstrebten Ziele auszugleichen.

Der Staatsrat nahm dann eine Antwort der Staatsregierung auf eine Anfrage der Arbeitsgemeinschaft über die Tilgung der den Gemeinden zur Durchführung von Notstandsarbeiten gewährten Reichs- und Staatsdarlehen zur Kenntnis. Die Regierung hat eine entgegenkommende Handhabung zugesagt, je nach den Verhältnissen der einzelnen Darlehensnehmer. Eventuelle Anträge auf Verlängerung der Tilgungsfrist und Gewährung von Stundungen sollen wohlwollend behandelt werden.

Ueber die Einführung von Sondergerichten kam es zu einer lebhaften Aussprache. Die Rechtsparteien wünschten möglichst Einschränkung der Sondergerichte, schnellere Urteilsausfertigung und äußerten die Hoffnung, daß die Sondergerichte möglichst bald entbehrlich würden. Die Sozialdemokraten beantragten, daß beim Reich die unverzügliche Aufhebung der Antiterror-Verordnung als Grundlage der Sondergerichte erwirkt werden möge. Auch die Kommunisten lehnten die Sondergerichte auf das schärfste ab. Ihr und der sozialdemokratische Antrag gegen die Antiterror-Verordnung und die Sondergerichte wurde jedoch abgelehnt. Ein angestrebter Antrag verlangt Aussetzung der Strafe und Freilassung der Gefangenen, wenn die Straftaten vor dem 10. August dieses Jahres begangen wurden. Solche Straftaten sollen auch nicht mehr vor den Sondergerichten verhandelt werden dürfen.

Vorläufig keine Gemeinde-Reform

Wie von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, ist entgegen anderslautenden Meldungen vorläufig von der kommunistischen preussischen Regierung nicht geplant, eine Verwaltungsreform in den Kommunen durchzuführen. Die nächste Arbeit auf dem Gebiete der Modernisierung der Verwaltung werde die Reform der Ämter sein, die übrigen erst nach längerer Zeit in Kraft treten dürfte.

Die Schlichter-Konferenz

Aufgaben der Schlichter nach der letzten Notverordnung

Karlsruhe, 10. September.

Ueber die Besprechung des Reichsarbeitsministers Schäfer mit den Schlichtern aus dem ganzen Reich wird mitgeteilt: Gegenstand der Besprechung waren die sozialpolitischen Maßnahmen in den neuen Wirtschaftsplänen der Reichsregierung, insbesondere die Verordnung zur Vermehrung und Erhaltung der Arbeitsgelegenheiten vom 5. September, die den Schlichtern wichtige Aufgaben zuweist. Der Minister und seine Sachbearbeiter erläuterten den Inhalt und die Absichten der neuen Regelung und nahmen Anregungen aus den Kreisen der Schlichter entgegen.

Leere Kassen

für die Wohlfahrtsunterstützungen im Saalekreis.

Halle (Saale), 10. September.

Der Saalekreis war am Freitag nicht in der Lage, seinen Gemeinden die Pflichtanteile für Wohlfahrtsunterstützungen zu zahlen. Der Kreisfürsorgeverband hat weder von der Reichs-, noch von den Staatskassen die ihm zustehenden Beträge erhalten, so daß in sämtlichen Gemeinden des Saalekreises daher die Auszahlung der Wohlfahrtsunterstützungen unterblieben ist. Auf die telegraphischen Vorstellungen des Kreises hat dieser die Aufsage erhalten, daß die

Beiträge sofort gezahlt werden, so daß auch in den Gemeinden die Zahlung der Unterstühtungen vor sich gehen kann. Der Saalekreis umfaßt über 100 Städte und Dörfer. Etwa 30 Prozent der Bevölkerung — 25 000 Köpfe — leben nur von Unterstühtungen.

Aufklärung über die Saarfrage

Berlin, 10. September.

Der Jahresbericht des Bundes der Saarvereine anläßlich seiner 12. Jahrestagung in Koblenz hebt u. a. hervor, daß die Aufklärungsarbeit in enger Verbindung mit dem Saargebiet erfolgen muß, wie andererseits die wirtschaftlichen und politischen Führer des Saargebiets der Auffassung sind, daß man im Endkampf um die Saar und auch bei der Rückgliederung selbst der Mitarbeit der Geschäftsstelle „Saar-Verein“ und des Bundes der Saarvereine nicht entzogen könne. Das Ziel der Aufklärungsarbeit über die Saarfrage durch die Organisation der einzigen Saarheimat-Schuhbewegung sei, im deutschen Volke die Erkenntnis wach zu erhalten, daß es an der Saar noch deutschen Boden und deutsche Zukunft zu verteidigen gelte.

Hervorgehoben wird, daß die französische Saarpropaganda, die bis auf den heutigen Tag außerordentlich rührig für die französischen Saarpäne sich einsetzt, über reichliche Geldmittel verfügt, während die Saarvereins-Organisation zum weitaus größten Teile auf die private deutsche Opferwilligkeit angewiesen sei.

Der wirtschaftliche Niedergang wirke hier aber außerordentlich hemmend, und doch sei es unbedingt erforderlich, daß im Endkampf um die Saar die Tätigkeit unserer einzigen Saarheimat-Schuhorganisation im Reich nicht eingeschränkt werde. Weiter wird in dem Bericht gesagt, daß uns das Jahr 1931 der ersten Lösung der Saarfrage keinen Schritt nähergebracht habe. Noch immer sehe man im Saargebiet zerstörende Kräfte an der Arbeit, eine Rückkehr zum Reich zu vereiteln.

Fest überzeugt dürfte man aber davon sein, daß die unmoralischen Mittel, mit denen unsaubere Elemente unter Duldung seitens der fremdländischen Regierung und Förderung seitens der französischen Behörden im Saargebiet ihrem Ziele näher zu kommen hoffen, die Saarbevölkerung nur festigen werden in dem Willen, daß es nur eine Lösung der Saarfrage geben könne: die Rückkehr zum Reich und Wiedervereinigung mit dem deutschen Volke.

Entlastung der Reichsbank

Berlin, 10. September.

Nach dem Ausweis der Reichsbank vom 7. September 1932 hat sich in der verflochtenen Bankwoche die gesamte Kapitalanlage der Bank in Wechseln und Schecks, Lombards und Effekten um 183,2 Mill. auf 3435,0 Mill. RM. verringert. Im einzelnen haben die Bestände an Handelswechseln und Schecks um 56,9 Mill. auf 2952,0 Mill. RM., die Bestände an Reichsschatzwechseln um 22,3 Mill. auf 14,5 Mill. RM. und die Lombardbestände um 103,9 Mill. auf 103,5 Mill. RM. abgenommen. An Reichsbanknoten und Rentenbankscheinen zusammen sind 137,3 Mill. RM. in die Kassen der Reichsbank zurückgefloßen. Die fremden Gelder zeigen mit 388,5 Mill. RM. eine Abnahme um 19,1 Mill. RM. Die Bestände an Gold und bedungsfähigen Devisen haben sich um 0,5 Mill. auf 925,6 Mill. RM. erhöht. Im einzelnen haben die Goldbestände um 128 000 RM. auf 768,4 Mill. RM. und die Bestände an bedungsfähigen Devisen um 345 000 RM. auf 157,2 Mill. RM. zugenommen. Die Deckung der Noten durch Gold und bedungsfähige Devisen betrug am 7. September 25,1 Prozent gegen 24,2 Prozent am Ultimo August d. J.

Weitere Verhaftungen in Ostpreußen

Osternode (Ostpreußen), 10. September.

Im Zusammenhang mit den zahlreichen Bomben- und sonstigen Anschlüssen, namentlich in Ostpreußen, wurden drei hiesige Personen festgenommen, die den Nationalsozialisten zugehören sollen. Sie sollen vom Heidenfriedhof in Dröbnitz im Kreise Osterode drei dort aufgestellte alte 15-Zentimeter-Granaten gestohlen und bei einem Anschlag auf ein Osteroder Kaufhaus, am 9. August verwendet haben.

Parteivertreter bei Hindenburg

Am Dienstag und Mittwoch.

Berlin, 10. September.

Am Freitagabend fand im Reichstag eine Besprechung zwischen Abgeordneten des Zentrums, der Bayerischen Volkspartei und der Nationalsozialisten statt, in der zu dem Ausgang des Empfanges beim Reichspräsidenten Stellung genommen wurde.

Wie verlautet, hat Reichspräsident von Hindenburg inzwischen die Vertreter der Nationalsozialisten, des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei für Dienstag- und Mittwochmittag zu sich gebeten. Unter diesen Umständen soll die Aussprache über die Regierungserklärung im Reichstag erst am Mittwochnachmittag beginnen. Am dem Termin der Regierungserklärung hat sich nichts geändert.

Der Dienstag wird plenaritätsfrei bleiben. Die wirtschaftlichen Verhandlungen zwischen den drei Parteien werden in den nächsten Tagen fortgesetzt. In Kreisen der beteiligten Parteien sieht man der weiteren Entwicklung leicht mit größerer Zuversicht entgegen.

Deutscher Vorschlag in Streja

Streja, 10. September.

Dem Wirtschaftskomitee der Wirtschaftskonferenz liegen jetzt drei Vorschläge vor, wobei der dritte, der deutsche, versucht, eine Brücke zwischen dem französischen und italienischen zu schlagen. Er will ein Komitee der Abnehmerstaaten für Getreide, nämlich von Deutschland, Frankreich, Italien, der Tschechoslowakei und Österreich, beim Völkerbund bilden, dem die von diesen Staaten zweiseitig, also direkt mit den einzelnen Agrarländern abgeschlossenen Präferenzverträge unterbreitet werden sollen, damit es sie miteinander in Uebereinstimmung bringe und dem Völkerbund zur Registrierung einreiche. Solche Länder, die auf Grund ihres Zolltarifs Präferenzen für Getreide zu gewähren nicht in der Lage sind (gemeint sind Holland und die Schweiz), die auf Getreide gar keinen oder nur sehr geringen Zoll erheben, werden aufgefordert, unter ihnen geeignet erscheinender Form beizutreten. Der sechste und letzte Artikel bestimmt,

daß dieses System bis zum 31. Oktober 1935 Geltung haben soll.

Der wichtigste Fortschritt der Freitag-Besprechung lag außer dieser Ueberbrückung hochpolitischer Gegenstände vor allem darin, daß auf deutschen Vorschlag beschlossen wurde, es sollen nun die Getreidekäuferstaaten versuchen, sich ebenso wie die agrarischen Verkäuferstaaten als faktischen Block zu konstituieren.

Keine Kollektivantwort an Deutschland

Vor einer großen Herriot-Rede.

Die Hoffnung Frankreichs, die einfliegen allierten Mächte zu einer gemeinsamen Antwort auf die deutsche Denkschrift in der Gleichberechtigungsforderung veranlassen zu können, ist fehlergefallen. Vor allem hat sich gezeigt, daß England in der Beurteilung dieses Schrittes eine abwartende Haltung einnimmt. Der französische Ministerpräsident wollte sich bereits am Freitag mit einem gemeinsamen französisch-englischen Antworttext befassen, da dieser aber ausbleibt, wird der deutsche Sicherheitschrift frühestens am Sonnabend im französischen Kabinettsrat zur Erörterung stehen.

Der französische Ministerpräsident dürfte aber die Geduld für den Marne Sieg in Neuauf am Sonntag zum Anlaß einer großen außenpolitischen Rede nehmen, der man deshalb besondere Bedeutung beilegt, weil auch zahlreiche amerikanische Persönlichkeiten von politischem Einfluß an dieser Veranstaltung teilnehmen.

Für die Beurteilung der Gesamtlage ist eine Mitteilung vom Quai d'Orsay von Wichtigkeit, daß keine kollektive Antwort der Mächte, wie sie Frankreich erhofft hatte, erfolge, sondern daß die französische Regierung nur ihren eigenen Standpunkt darlegen werde. Diese Antwort versucht man offenbar, durch weitere Haß-Ergüsse in der französischen Presse zu unterstützen.

Der französische Botschafter im Foreign Office

Was die Haltung Englands anlangt, so läßt sich aus der Londoner Presse kein klares Bild gewinnen. In einem Teil der Presse werden die Ermahnungen Hendersons an die Alliierten zur Erfüllung ihrer Abrüstungsverpflichtungen aufgegriffen und in diesem Sinne an die Adresse Frankreichs geschrieben. Andere, darunter „Daily Telegraph“, glauben, der deutschen Regierung den Vorwurf machen zu sollen, daß sie die Genfer Abrüstungsbemühungen in Gefahr bringe.

Beachtung findet die Tatsache, daß der französische Botschafter am Freitagmorgen den aus dem Urlaub zurückgekehrten Außenminister Sir John Simon aussuchte, um ihn zu seiner Information einen Entwurf der Note zu überreichen, die die französische Regierung als Antwort auf den deutschen Schritt vom 29. August abzugeben beabsichtigt. Von Seiten des Foreign Office wird die Notwendigkeit betont, klarzustellen, daß das Dokument nicht für Zwecke der Beratung, sondern der Information übermittelt worden sei.

Von deutscher Seite wird hierzu bemerkt, daß die britische Regierung die deutsche Denkschrift feinerzeit auch der britischen Regierung zur Information übergeben hatte, so daß diese sich im Besitz aller Tatsachen im Zusammenhang mit der letzten Phase der deutsch-französischen Besprechungen befindet, die auch weiterhin auf das sorgfältigste verfolgt werden.

Gewinnansatz

5. Klasse 39. Preussisch-Schlesische Staats-Lotterie.

Obne Gewähr Nachdruck verboten

Auf jede gezogene Nummer sind zwei gleich hohe Gewinne gefallen, und zwar je einer auf die Kasse gleicher Nummer in den beiden Abteilungen I und II

28. Ziehungstag 9. September 1932

In der heutigen Vormittagsziehung wurden Gewinne über 400 M. gezogen

2 Gewinne zu 10000 M.	58203
16 Gewinne zu 5000 M.	24498 80284 113980 174311 178698 189271 210977 300294 370714
12 Gewinne zu 3000 M.	158585 158660 169047 178070 192003 209326
64 Gewinne zu 2000 M.	18411 20136 41085 42098 44911 718 0 106561 107408 112635 137005 151713 152065 168348 168489 170807 182119 217166 237679 248419 255583 295482 302341 345671 3564 0 358905 373445 378830
112 Gewinne zu 1000 M.	5986 7203 44642 46515 50677 52307 53532 79502 82299 85820 97848 102172 110800 112385 116954 138503 142932 143455 154904 160095 162290 171680 173702 176619 187413 191586 206043 211034 213119 223006 223562 236056 239379 240441 281020 285387 287999 291181 292638 299551 303904 306193 314166 321403 323658 334923 339774 340571 340896 348166 356401 361162 365097 374181 385565 397317
186 Gewinne zu 500 M.	11630 15173 16790 17133 26968 27015 27041 38898 45754 46492 49575 53048 58330 60931 63144 65363 68960 69064 76523 77420 88595 100147 100488 100558 107753 112856 119068 140840 141857 145727 148556 152748 159643 159995 160528 163145 172876 173890 174009 188024 188032 190844 195504 205223 205492 209864 210386 219245 219499 226664 227167 229115 240388 242180 243976 248403 252589 257720 260284 260964 285107 289039 272871 280210 305111 315783 323052 324806 331184 332074 333739 335685 336624 338502 338871 339673 341108 344144 345574 346731 346749 348249 349583 354876 357768 382955 383563 388793 389051 389662 395642 398996 397748

In der heutigen Nachmittagsziehung wurden Gewinne über 400 M. gezogen

2 Gewinne zu 75000 M.	278751
2 Gewinne zu 10000 M.	33678
6 Gewinne zu 5000 M.	70427 184801 314673 344203
10 Gewinne zu 3000 M.	40226 90188 150575 321231 321365
48 Gewinne zu 2000 M.	4094 14990 24133 55812 85402 85753 101134 106773 117803 131650 161093 176882 189629 206619 211704 221180 234532 238526 268474 272346 285986 331794 342678 374023
84 Gewinne zu 1000 M.	24897 26768 38890 56148 60988 68762 69632 109244 109687 120433 137275 144771 147640 189286 190413 201367 213069 214433 223084 228809 230362 255369 260824 278473 284390 285760 306774 328507 328441 328607 337263 339659 349123 353165 353986 359902 366217 371773 372411 374026 374731 386962 387227 397714
150 Gewinne zu 500 M.	18288 30967 33394 34700 38222 47015 47037 54043 57733 71224 71692 75408 78671 88712 89375 93219 93494 98325 99933 121008 122767 130681 134093 134882 149023 149398 150841 167587 170649 171749 178058 193515 197089 207783 211964 221205 227680 229853 232774 238917 245658 250417 259600 260886 265745 266678 271263 276071 278547 278453 279250 281610 293165 296337 301460 303977 312450 313305 317389 322408 324170 333975 342685 344878 348141 354529 364075 378118 381558 382420 382828 385592 390887 391123 391657

Im Gewinnrate verbleiben: 2 Prämien je zu 500000, 100 Schlussprämien je zu 3000, 2 Gewinne je zu 50000, 2 zu je 10000, 18 zu je 5000, 42 zu je 8000, 66 zu je 2000, 184 zu je 1000, 238 zu je 500, 664 zu je 400 M.

Nus Bad Homburg und Umgebung

Sonntagsgedanken.

„Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“ Bei dieser Bitte des Vaterunsers handelt es sich nicht darum, daß Gottes Wille an uns geschieht, sondern dieser Wille soll auch durch uns geschehen. Es ist da nicht nur etwas zu Erleidenden, sondern auch etwas zu Wirkenden. Beten: Dein Wille geschehe! heißt so viel als versprechen: Herr, ich will deinen Willen tun; es heißt: Laß uns auch heute tun, was dir wohlgefällig ist, laß es uns tun, selbst wenn es uns und anderen nicht gefällt; laß uns tun, was du willst, daß wir tun. Es ist ein Gelübde, das zugleich die Bitte enthält: Herr, hilf mir, daß ich dazu beitragen kann, daß dein Wille hier auf Erden so geschehe, wie er im Himmel geschieht. Das aber ist der Wille Gottes: Eure Heiligung, schreibt der Apostel, darum kein Gebet in der Epistel dieses Sonntags: „Derhalb beuge ich meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, daß Christus wohne durch den Glauben in euren Herzen, und ihr durch die Liebe eingewurzelt und gegründet werdet, — auf daß ihr erfüllt werdet mit allerlei Gottesfülle.“ — Das ist der Wille Gottes, daß wir in der Heiligung fortschreiten sollen, daß wir aus der Sünde herauskommen, daß wir unsere Begierden niederzwingen, daß wir neue Menschen werden.

Es würde auf Erden anders aussehen, wenn nur alle die, die beten: dein Wille geschehe! wirklich auch sich entschließen würden, was in ihnen liegt, Gottes Willen zu tun. Der Entschluß und die Ueberzeugung Gottes Willen zu tun, macht Menschen zu Helden, gibt uns Hoffnung, da wo andere verzagen, gibt uns Kraft zu tragen, worunter andere erliegen, gibt uns Festigkeit, wo andere auf dem Flugsand nur menschlicher Lehren und Ansichten haltlos einsinken. Nicht danach wollen wir zuerst fragen und immer so sehr daran denken, daß andere den Willen Gottes tun sollen. Daran hat vor allem selbst den Willen Gottes tun wollen, und er tat ihn. So sah er Licht und nicht lauter Finsternis. So wollen wir uns auch nicht in erster Linie darum sorgen, was um uns her an Unrecht und Gottwidrigem geschieht, sondern das sei unsere erste Sorge, daß bei uns und durch uns Gottes Wille geschehe.

Eröffnung der Winterpielzeit des Theater-Club, Bad Homburg. Wie bereits mitgeteilt, veranlaßt der Club am morgigen Sonntag, dem 11. ds. Mts., abends 8 Uhr, im „Saalbau“ einen Theaterabend, dem allmonatlich weitere folgen werden. — Diesmal gelangt der Schwank „Der müde Theodor“ zur Aufführung. Ein tolles Stück voller Humor und Witz, ein fröhliches Durcheinander vom Anfang bis zum Ende. Die Spielstellung liegt diesmal in Händen von Fritz Reuter. Für die Bühnenbilder zeichnet Joachim Scholz und als Inszenient fungiert Georg Fiebig. In den einzelnen Rollen wirken mit: Marga Rhode, Erna Kuchler, Gustav Kullmann, Marie Eller, Otto Kaiser (Teller), Heinrich Peisker, Friedel Monshaus, Willi Hüfner, Fritz Engel, Seppel Würth, Adolf Gräbel, Friedel Schramm und Gerhard Baum. — Die Zimmerreinigung im 2. Akt hat in lebenswürdiger Weise die Firma Gebrüder Koffer und die Belichtungskörper das Elektrohaus Otto Krob zur Verfügung gestellt. — Die Kapelle Würth wird den musikalischen Teil des Abends bestreiten. Wer also seinen Sonntags-Abend recht angenehm verbringen und wieder einmal recht herzlich lachen will, der besuche diesen Theaterabend. Karten sind zu haben bei Musikhaus Gröhner und Kaiser's Lebensmittel-Geschäft, Obergasse, sowie an der Abendkasse. Die Eintrittspreise sind auf ein Minimum herabgesetzt und betragen: 1. Platz (nicht numeriert) RM. — 70. Nummerierter Platz RM. 1. — einschließlich Steuer. Sichern Sie sich noch numerierte Plätze. Man beachte auch das heutige Inferal. —

Prüfung. An der Kinderpflege- und Haushalt-gehilfenschule St. Maria (Dreikaiserhof) fand in den letzten Tagen die Prüfung statt, an der 10 Schülerinnen sich beteiligten, nämlich aus Bad Homburg: S. Jungblut, S. Müller, M. Lütmbach, ferner E. Born-Gann, Hail, M. Ellering-Dümmen, G. Knoch-Schneidemühl, S. Keller-Kimpar, C. Rühl-Obereschbach, M. Schäfer-Weihenlum, M. Schenk-Gut Entenlang bei Wächtersbach. Der nächste Kurs beginnt am 24. Oktober, die Anmeldungen werden schon sehr entgegen genommen.

Groß im Kurhaus. Wer China verstehen, China erleben will, der braucht nicht gleich eine Reise nach Ostasien anzutreten, sondern kann den exotischen Genuß heute abend auch in den Kurhausgärten haben, die zu einer wahren Kolonie der gelben Rasse geworden sind. Die Weißen haben nun heute die Gelegenheit, in einem „Abend im Lande des Lächelns“, der als Abschieds- und Benefiz-Abend für Peggy und Peter Kante gedacht ist, das Milieu der gelben Rasse kennen zu lernen. Was es da alles zu sehen gibt, soll nicht an dieser Stelle groß erzählt werden. Wir wollen nur in Stichworten mitteilen, in welche Räumlichkeiten uns heute abend die Kurdirektion führt: Prunksaal des Prinzen, Teesalon, Oplumhöhle, „Dampfer Sokohoma“ u. a. m. Den Kommentator über das Erlebte überlassen wir zunächst den Besuchern; er wird bestimmt sehr gut ausfallen.

Konzert im Kurgarten. Bei günstiger Witterung konzertiert die Weiburger Bürgergardekappe morgen nachmittag und abend im Kurgarten.

Einbruchsdiebstahl. Mittels Nachschlüssel konnten im Laufe des gestrigen Tages Einbrecher in eine Wohnung der Ludwigstraße eindringen. Da die Wohnungsinhaber z. Zt. verreist sind, konnte noch nicht ermittelt werden, welche Gegenstände die Diebe mitgehen ließen.

Der Vaterländische Frauenverein schreibt uns: Zum 50jährigen Jubiläum unseres Vereins ist es uns gelungen, Fräulein Rita Gintler für den 12. Oktober zu einem Vederabend im Kurhaus zu gewinnen. Es wird allgemeiner Freude begegnen, die große Künstlerin, deren herrliche Stimme und hervorragende Gesangskunst gerade jetzt anlässlich des Sängersfestes so gerühmt wurden, in Homburg hören zu können.

Vortrag in der kath. Kirche. Man schreibt uns: Aufsehen erregend sprechen manchmal davon, die kath. Kirche sei ein System der Herrschaft. Der Nachgedanke sei in ihr maßgebend, während die Kirche eine dienende Kirche sein müsse. Autorität bedeute Gesetz, Religion Freiheit; Autorität sei Amt, Religion Leben; Autorität sei starres Recht, Religion aber sei Liebe. Heute, da die Bischöfe sooft autoritäre Stellung nehmen müssen zu den verschiedensten Bewegungen im Volk, vor Glaubensgefahren warnen, Gebote und Verbote erlassen müssen, ist es besonders notwendig, Klarheit zu haben über die Fragen: Worauf gründet sich diese Macht der katholischen Bischöfe? Was wäre ohne sie aus dem Christentum geworden? Steht diese Macht im Einklang mit der Liebe? Liegt ihr Machtwille zugrunde oder ist sie getragen von reinster religiöser Verantwortung? Ueber dieses Thema spricht am Sonntag, dem 11. September, vormittags 11 Uhr, in einem Monatsvortrag der Düsseldorf-Jesuiten, P. Kother, in der Marienkirche.

Die Auszahlung der Unterstiftungen für Klein- und Sozial-Rentner für Monat September 1932 findet am Dienstag, dem 13. d. Mts., in der ehemaligen Kaserne wie folgt statt: Sozial-Rentner: vormittags von 8 bis 11 Uhr; Klein-Rentner: nachm. von 3 bis 5 Uhr.

Killer's Park-Hotel. Sonntag abend, 9 Uhr, findet in der Halle von Killer's Park-Hotel „Ein Fest in Florida“, die letzte diesjährige große Veranstaltung, statt. Tischbestellungen unter 2445 erbelen.

Die Hausammlung für den Nassauischen Zentralwaisenfonds, welche seit über 100 Jahren alljährlich an jede nassauische Familie herantritt, soll für 1932 wieder in den Herbstmonaten zur Erhebung kommen. Um den bedürftigen nassauischen Waisen, welche die Fürsorge lebender Eltern entbehren müssen und außerdem unter der gegenwärtigen allgemeinen wirtschaftlichen Notlage ganz besonders zu leiden haben, eine möglichst wirksame Unterstützung angedeihen lassen zu können, gewährt der Nassauische Zentralwaisenfonds Zuschüsse an die mit der Waisenfürsorge beauftragten Bezirksfürsorgeverbände. Die Höhe dieser, den Bezirksfürsorgeverbänden (Kreisl. bezw. Kreisl. Jugendämter) aus Mitteln des Nassauischen Zentralwaisenfonds gezahlten Beihilfen richtet sich nach dem Ergebnis der Hausfassammlungen. Die Anträge auf Bewilligung von Beihilfen für bedürftige Waisen sind bei den Landgemeinden durch die Ortsbehirden an die Kreisjugendämter, in Wiesbaden an das städt. Fürsorgeamt, zu richten, welche die Höhe der zu bewilligenden Beihilfen festsetzen und die Auszahlung derselben veranlassen. Zu den vorstehend erwähnten Leistungen ist der Nassauische Zentralwaisenfonds aber nur imstande, wenn die Hausfassung einen günstigen Erfolg bringt. Deshalb richtet der Herr Landeshauptmann die herzlichste und dringende Bitte an die gesamte Bevölkerung: „Gedenket dessen, was unsere armen Waisen entbehren müssen, und helft uns, ihre Lage nach Kräften zu bessern.“ Jede, auch die kleinste Gabe ist willkommen.

Vieder- und Arienabend im Kurhaus. Am Dienstag, dem 13. September, findet im Goldsaal des Kurhauses ein Konzert der beiden bekannten Frankfurter Künstler Fräulein Magdalene Pregel-v. Reznicek und Herrn August Jordan statt. Fräulein Pregel-v. Reznicek, eine Pianistin, die aus der Meisterklasse von Alfred Hoehn hervorgegangen ist, hatte in letzter Zeit in Konzerten in Wien, Frankfurt, Köln usw. sehr große Erfolge. Sie wird in dem Konzert am Dienstag neben der Gesangsbeileitung noch zwei Klavierstücke von F. v. Liszt zum Vortrag bringen. Herr Jordan dürfte einem weiten Kreise durch seine Konzerte in Homburg und aufstretten an verschiedenen Sendern, den Homburgern durch seine wiederholten Konzerte im hiesigen Kurhaus in Erinnerung sein. Die Kritik rühmt allerorts seinen leichten, hellen, strahlenden Tenor, den er mit großer Musikalität und Vortragskunst zu behandeln weiß. Im Programm sind vorgesehen Vieder von Schubert, Hugo Wolff, Rich. Strauss und neben den Klavierstücken von Liszt Arien von Ponchielli, Verdi und Puccini.

Politisches. Im „Darmstädter Hof“ sprach gestern abend im Rahmen des allwöchentlich stattfindenden Treffens des katholischen Gesellenvereins der Zentrumsabgeordnete des Reichstags, Schwarz, vor einem zahlreichen Auditorium über die politische Lage. Der Referent besaßte sich u. a. eingehend mit den Koalitions-gesprächen der Nationalsozialisten mit dem Zentrum.

Restaurant „Karlstraße“ ladet zu seinem morgigen „Bayrischen Bierfest“ ein.

Sommerurlaubsarten bis 31. Oktober. Die Reichsbahn hat die Geltungsdauer der Sommerurlaubsarten, die nach den bisherigen Tarifbestimmungen am 15. Oktober 1932 abläuft, bis zum 31. Oktober 1932 verlängert. Da bekanntlich die Rückreise frühestens am ersten Geltungstage erfolgen darf, werden nur noch bis zum 21. Oktober 1932 Sommerurlaubsarten von der Reichsbahn ausgegeben. Die verlängerte Geltungsdauer gilt auch für die nach dem 15. August bereits gelösten Sommerurlaubsarten. Mit der Verlängerung der Geltungsdauer soll auch für den Herbsturlaubsverkehr eine verbilligte Tarifmöglichkeit geschaffen werden, zumal die Herbstschulferien nunmehr völlig in die Geltungsdauer der Sommerurlaubsarten fallen.

Praktische Winke

Um Möbeln und anderen Holzarbeiten schönen Glanz und auch das Aussehen und die brillante Farbe neuer Gegenstände zu geben, bedient man sich einer auf kaltem Wege hergestellten Mischung von zehn Teilen hellem Kolophonium, 82 Teilen Benzin, fünf Teilen Balmöl, 4 Teil Mirbanessenz und 14 Teilen Pfefferminzessenz. Alle diese Stoffe erhält man in jeder Drogerie. Man trägt mit einem alten, weichen Seidenlappen etwas von der Mischung auf die Möbel, Fußböden usw. durch Verreiben auf, wischt dann mit einem trockenen Seidenlappen, indem man kräftig aufdrückt, nach und sofort entsteht ein hoher Glanz. Das Präparat muß luftdicht verschlossen aufbewahrt und im Sommer mit einigen Tropfen Del verfehrt werden.

Entfernung von Farbflecken. Aus der Wäsche werden Farbflecke durch Ausreiben mit Terpentinegeist entfernt, dann mit heißem Seifenwasser, dem etwas Terpentinegeist zugelegt wurde, gründlich nachgewaschen. Sehr hartnäckige Flecke machen eine Wiederholung der Reinigung nötig.

Bad Homburger Sport-Nachrichten.

Homburger Schwimmclub.

Die Klubwettkämpfe im Seebadbad finden am Sonntag, dem 11. ds. Mts., ihr Ende. Die Wettkämpfe beginnen um 10 Uhr mit einem Mehrkampf der Mägen III und VI und werden nach einer Mittagspause um 15 Uhr fortgesetzt. Mit dem Hauptspringen der Schwimmerinnen werden die Nachmittags-Kämpfe eröffnet. Es folgen sodann die Einzelkämpfe der Jugendschwimmer, Schwimmerinnen und Schwimmer in den verschiedenen Schwimmarten, das Streckentauchen und die Staffekämpfe. Es werden sich bei diesen Wettkämpfen manche interessante und spannende Momente ergeben, so daß ein Besuch derselben nur empfohlen werden kann. Am Schluß der Veranstaltung findet die Verkündung und Ehrung der Sieger und Siegerinnen statt.

Handballverbandsspiel Obereschbach — Gonsenheim 5 : 6.

Vergangenen Sonntag konnte man obenstehende Vereine im Verbandsspiel sehen, aber leider nicht zur Förderung dieses Sportes.

Völliglich 3 Uhr mittags stellten sich beide Mannschaften dem Schiedsrichter, Herrn Senf, zur Verfügung. Obereschbach zeigte sofort schöne Kombinationen und konnte dadurch bald mit einem Tor in Führung gehen. Bald nach einigen Minuten das zweite Tor. Nun kam Gonsenheim erstlich in Form und setzte ein Tor dagegen, so wogte der Kampf hin und her. Nach dem Stand 5 : 3 setzte der verärgerte Kampf der Gonsenheimer ein, und man konnte sehen, daß in diesem Verein ein gut gepflegtes Handballspiel schon seit Jahren vorhanden ist. Besonders gefiel allen der alte bewährte Spieler Ulrich, der es gut verstand, seine Stürmer voranzuschieben. Erwähnt sei hier, daß der alte Stürmer A. Vork noch zu jeder Zeit berechnig ist, in der ersten Mannschaft zu spielen. In den letzten 15 Min. schloß Gonsenheim das siebringende Tor. Nach diesem wurde die Obereschbacher Mannschaft kopflos, der Selzer spielte saul und sollte den Platz verlassen, nachdem er mehrmals verwahrt wurde. Dies gab Anlaß zum Streit. Spieler von Obereschbach drohten dem Schiri, und wie man hörte, soll er auch eine Ohrfeige verabreicht bekommen haben. Mehrere Mitglieder sollten darauf den Schiedsrichter zu schätzen versucht haben und dabei selbst von ihren Reuten geschlagen worden sein. Da Selzer den Platz nicht verließ, wurde das Spiel in der letzten 4. Minute abgepfiffen.

Bei den Jugendkämpfen in Braunheim konnte Frau Anne Ramrad mit ihren 21 Schülern 21 Siege heimholen, was sehr erfreulich für den Verein und die Eltern der Kinder ist. In der Oberstufe, Knaben, erhielten Bernhard Kins 115, Karl Tillmann 110 Punkte, in der Unterstufe Braunberger 72, S. Kins 71, Karl Müller 67, W. Wack 57, H. Jung 56 Punkte. Oberstufe, Mädchen, S. Müller 118, Winken Kins 111, H. Jung 108, E. Segerer 104, H. Kins 104, M. Will 100 Punkte. Unterstufe E. Vork 71, E. Wens 68, S. Müller 67, E. Wack 64, H. Kins und S. Müller 56 Punkte. Mit einem Gut Dill möge es dem Turnverein vergönnt sein, daß Frau Anne Ramrad noch lange für die Jugend erhalten bleibe und dadurch dem Verein und der Menschheit gesunde Jugend heranbilde. H. W.

Homburger Sportverein 05.

Zu dem morgen in Oberhof stattfindenden Verbandsspiel bitten wir unsere Mitglieder und Anhänger um zahlreiche Begleitung unserer Mannschaft. Das Spiel verpricht äußerst interessant zu werden, waren doch diese beiden Serien von jeher gleichwertige Gegner, deren Spiele sich immer großer Anziehungskraft erfreuten. Die Spiele der 1. und 2. Mannschaft beginnen jeweils um 3.30 und 1.30 Uhr.

Vormittags spielen die Sonder- und Jugendmannschaften gegen die gleichen Mannschaften des S. V. Köppern auf unserem Plage.

Kurverwaltung Bad Homburg.

Veranstaltungen bis 12. September 1932.

Samstag An den Quellen 7.30 Uhr Schallplatten. 16 bis 17 Uhr und 20 bis 21 Uhr Konzert, 17 bis 18.30 Uhr Tanz auf der Kurhausterrasse. Abends 21 Uhr: Abschieds- und Benefiz-Abend, Peggy und Peter Kante: „Ein Abend im Lande des Lächelns“. Postauto: Feldberg, Abfahrt 14.15 Uhr.

Sonntag An den Quellen 8-9 Uhr Schallplattenkonzert, im Kurgarten 16-18 Uhr und 20-22 Uhr Konzert der Weiburger Bürgergarde-Kapelle. Leuchtfantane. Tanz: Nachmittags von 16-18 Uhr im „Weißen Saal“, abends ab 21 Uhr in der Bar. Postauto: Schloß Schaumburg, Abfahrt 13.45 Uhr.

Montag An den Quellen 8-9 Uhr Schallplattenkonzert. Auf der Kurhausterrasse oder im Kurhofsaal: 16 bis 18 Uhr Konzert und Tanz und 20.15-21.45 Uhr Konzert. Postauto: Schmitten, Abfahrt 14.45 Uhr. Tanzpaar: Peggy und Peter Kante. Die Traubentur in der Wandelhalle von 11 bis 12 Uhr täglich hat begonnen.

Storbefälle.

Kitt, Franz Jacob, 16 Jahre, Oberhof. Kischer, Heinrich Wilhelm, 61 Jahre, Luisenstraße 7. Ott, Karl, 59 Jahre, Luisenstraße 68.

Drucker und Verleger: Otto Wogenbreth & Co., Bad Homburg
Verantw. für den redaktionellen Teil: S. Herz, Bad Homburg
Für den Anzeratenteil: Fritz W. A. Krägenbrink, Bad Homburg

Bei Kranken-Transporten und Unglücksfällen

rufen Sie bitte an: Telefon Nummer 2976

Telefon Nummer 2452

Telefon Nummer 2382

Freiw. Sanitätskolonne vom Roten Kreuz

Telefon Nr. 2430 Arbeiter-Samariter-Kolonne

Bad Homburger Neueste Nachrichten

Beilage zu Nr. 213 vom 10. Sept. 1932

Kampf der Müdigkeit!

Lebe mit Genuß! — Körperliche und seelische Müdigkeit. —
Sechs Mittel gegen Erschlaffung. — Richtig „ausspannen“. —
Schwitzen ist das beste Entgiftungsmittel.

Von Hans Herland.

Ein Blick zurück in eine beschaulichere Vergangenheit, und die Gegenwart nimmt sich aus wie ein Hagenabbat von Värm und Tempo, von stürmischer Bewegung und ermattendem Lebenskampf. Das dolce far niente, von dem seit jeher die Dichter geschwärmt haben, von Horaz bis in die Goethezeit, scheint uns wie ein Phantom, das uns, Kindern einer anderen Zeit, nicht begehrt ist. Nichtstun wurde ein Schreckgespenst, und wo andere Zeiten sich erlauben durften, zwecklos zu leben, sprechen wir von dem Problem der Erwerbslosigkeit, das zum furchtbaren Wahrzeichen unserer Zeit heranwuchs.

Und gerade der deutsche Mensch ist in diese Maschine der Arbeit eingepaßt. Wandert man durch Frankreich oder Italien, ja selbst durch England, so wächst die Zahl der buntlichen Müßiggänger erstaunlich. Verwundert fragt man sich auf den Boulevards der Weltstädte von Budapest bis Paris, wie alle diese Menschen leben können, wenn sie mit Genuß am Augenblick lebenslang spazieren gehen. Man hat das verschärfte Tempo unserer Tage, den Mechanismus unseres Lebens den Amerikanismus genannt, weil man glaubte, Amerika hätte dieses Lebensprinzip exportiert; blättert man in Amerikabüchern, so wird man finden, daß dort jenes Tempo weniger bekannt ist, als bei uns. Da, der französische Dichter Georges Duhamel, der erst kürzlich ein Buch über seine großartige Amerikareise veröffentlichte, hat bekannt, daß er die selbstsamsten Amerikaner in Deutschland gesehen habe. „In diesem Land, dessen junge Männer, wenn sie von ihrer ersten Reise über den Ozean zurückkehrten, Neupork zwar nicht übel, aber nicht mehr amerikanisch genug finden.“

Liegt dieses eine Gewicht, die Arbeit, in der Waagschale der Gegenwart, so beschwert die andere Seite dieser Waage ein Gewicht von selbstsamter Beschaffenheit: die Müdigkeit unserer Zeit. Sie stammt nicht nur von der Arbeit an sich, sondern von der Arbeit ins Negative, die man gegenwärtig bewältigen muß; sie ist keine gesunde Müdigkeit nach gesundem Tun, sondern eine schlaffe Ermattung nach meist unfruchtbarem Werk. Überall abgekämpfte Mienen, überall die müde Mißstimmung der Seelen, überall das Begehren, das sich in den Gesichtern ausdrückt. Technische Erfindungen haben den Tag ausgebeutet ins Unermögliche; wir kennen anders als die Vergangenheit einen hellen Abend und eine helle Nacht, aber zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten treffen wir jene überanstrengte, gereizte und krankhaft müde Stimmung, die die Stunden des Tages und der Nacht gleichmäßig vergiftet.

Wiederaufbau wurde das Schlagwort der Zeit nach dem Weltkrieg. Und auch in dem Sinne geht es heute um einen Wiederaufbau unserer Lebenskraft, daß jenem Müdessein unserer Zeit der Krieg erklärt wird, daß der Kampfruf gegen die Müdigkeit erschallt. Aber mit welchen Mitteln führt der Laie diesen Kampf? Niemand geht wegen bloßer Müdigkeit zum Arzt; er wartet, bis er akute Anzeichen einer Krankheit fühlt. Niemand macht sich Kopfschmerzen über einen Zustand anhaltender Schläfrigkeit, und erst, wenn plötzlich Komplikationen eintreten, sucht er die Gründe seines Befindens zu erforschen. Leider ist auch die wissenschaftliche Aufklärungsarbeit unserer Tage in dieser Hinsicht noch nicht genügend ausgeweitet. Noch immer scheint die ärztliche Wissenschaft eine Geheimlehre geblieben, deren Früchte man nur selten umsonst pflücken darf. Aber andererseits hat eine Reihe von medizinischen Grenzwissenschaften, sei es die Psychoanalyse mit ihren Nebenformen, sei es die Gruppe um Steinach oder der Trupp der Couéjünger, den Begriff der Selbsthilfe geprägt und immer wieder betont, daß der Kampf um körperliche und seelische Gesundheit ein Problem der Selbstbeziehung sein kann. Dieses Mittel der Selbsthilfe sollte in verstärktem Maße auch für den Kampf unserer Zeit gegen das Müdessein Anwendung finden.

Vorkämpfer dieses Kampfes war ein Mann, der leider zu früh auf tragische Weise ums Leben kam: der Steinalbener Dr. Peter Schmidt. Sein kleines Büchlein, das vor wenigen Jahren im Paul List-Verlag erschien und den Titel „Nicht müde sein!“ trägt, verdient weit und breit Beachtung. Schmidt unterscheidet zwischen körperlicher und seelischer Müdigkeit, und wenn auch er über den Ursprung der Müdigkeitsgifte keine abschließende Auskunft geben kann, so sind doch seine Lehren wichtig genug, um vielen zu helfen und zu nützen. Ausgehend von der These, daß Müdigkeit durch eine Ueberfütterung des Körpers hervorgerufen werde, daß sie eine Vergiftung des Organismus bedeute, hat er vornehmlich seine Abwehrmittel gegen die zunehmende Erschlaffung der Körper und Seelen zusammengestellt: richtige Tageseinteilung, Diät, allgemeine Lebenshygiene, Heilung körperlicher oder seelischer Krankheiten. Kräftigungsmittel, me-

dicamentöse Drogen, die den Körper und die Nerven kräftigen und anregen oder chemisch entgiften.

Lebenshygiene, das scheint das wichtige und neuerungsbefähigste Kapitel unserer Gegenwart. Kluge Ausnutzung der Kräfte statt entkräftender Vergeudung. „Wenn Sie schlafen gehen, schlafen Sie auch wirklich“, ermahnt er seine Leser und empfiehlt gleichzeitig kleine Tricks, um dieses schnelle Einschlafen herbeizuführen, wie das Zählen oder die Vorstellung einer rollenden Kugel und ähnliches. Ebenso wichtig scheint ihm das richtige Aufstehen, die rechte Einteilung des Tages, besonders der Mahlzeiten. Er rät zur englischen Tischzeit und empfiehlt zumindest, falls diese nicht durchführbar sein sollte, eine ausreichende Mittagspause und ein wenig Nachtschlaf. Sport und Gymnastik sind ebenfalls in seinem Tagesprogramm enthalten. „Sprechen Sie nicht den ganzen Abend vom Geschäft!“ ist eine weitere Regel dieses klugen Psychologen. Auch für die Urlaubszeit erteilt er Ratsschläge; so schön es sei, Neues kennenzulernen, den Horizont zu erweitern, so wichtig sei es, auch wirklich auszuspannen, zu faulenzen, die Gedanken sanft und harmlos spazierenzuführen, zu lernen: „Vermeiden Sie den Alkohol in den Ferien, schränken Sie das Rauchen ein, gehen Sie früh zu Bett, reisen Sie wie ein Fürst, das heißt infognito.“

Eine völlige Veränderung des Lebensstils wird durch diese Einzelmittel bedingt. Sie wird ergänzt durch eine gesunde Ernährung, wie sie die neue Ernährungswissenschaft statt der Eiweißnahrung früherer Generationen versteht. Und sie wird weiter ergänzt durch den Sport. Man hat nachgewiesen, daß die Verordnung der alten Hausärzte, die vielen Krankheiten mit einer simplen Schwitzkur zu Leibe rückten, sehr vernünftig war; das Schwitzen ist eine der besten Entgiftungsmethoden, und der Sport wiederum die beste regelmäßige Schwitzkur.

Man wende nicht ein, daß die Selbsthilfe gegen das Müdessein, die von der Wissenschaft viel mehr als bisher unterstrichen werden mußte, zuviel Zeit oder zuviel Geld beanspruche. Gerade umgekehrt soll der Verschwendung geistiger und körperlicher Kräfte durch Einhaltung größerer Ökonomie im täglichen Leben entgegen gearbeitet werden. Wenn die Forderung unserer Zeit Wiederaufbau heißt, so scheint eine ihrer wichtigsten Vorbedingungen der mit richtigen Mitteln geführte Kampf gegen die Müdigkeit, gegen die Erschlaffung und Mißstimmungen der Gegenwart.

Rundfunk-Programme.

Frankfurt a. M. und Kassel (Südwestfunk).

Jeden Werktag wiederkehrende Programm-Nummern: 6 Wettermeldung, anschließend Gymnastik I; 6.30 Gymnastik II; 7 Wetterbericht, Nachrichten; 7.05 Konzert; 8 Wasserstands-meldungen; 11.45 Zeit, Wirtschaftsmeldungen; 12 Konzert; 13.15 Nachrichten; 13.30 Konzert; 14 Nachrichten; 14.10 Werbesong; 15 Giechener Wetterbericht; 15.10, 16.50, 18.15, 19.15, 22.20 Zeit, Nachrichten, Wetter; 17 Konzert; 22.20 Nachrichten.

Sonntag, 11. September: 6.15 Hafenkonzert; 8.15 Evang. Morgenseier; 9.15 Konzert; 10.30 Konzert; 10.30 Stunde des Chorgesangs; 11.30 Bachkantate; 12 Deutsche Rundgebung für das abgetrennte Saar- und Palzgebiet; 14 Zehnminuten-dienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden; 14.10 Stunde des Landes; 15 Jugendstunde; 16 Konzert; 16.35 Hoden-Länderkampf Deutschland — Indien (2. Halbzeit); 18 Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam; 18.25 Dreißig bunte Minuten; 18.55 Wilhelm Holjamer in seiner Heimat; 19.20 Wetter, anschließend Sportnachrichten; 19.30 Chansons; 20 Altweibersommer, Hörspiel; 20.40 Deutsche Reden; 21 Kon-zert; 22.30 Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport; 22.45 Musik.

Montag, 12. September: 15.20 Die Stellung der alt-germanischen Frau, Vortrag; 18.25 Die Erforschung der Persönlichkeit beim Rechtsprechen im Strafverfahren, Vortrag; 18.50 Englisch; 19.30 Hindenburg-Spende 1932; 19.50 Kon-zert; 21.20 Segelflieger Schulz, Hörspiel; 22.45 Musik.

Dienstag, 13. September: 15.20 Hausfrauen-Nachmittag; 18.25 Sommer 1932, Vortrag; 18.50; Ludwig Feuerbach, Vortrag; 19.30 Mittitalienische Lieder; 20.30 Vom heiteren Mathias Claudius, Erzählung; 21 Symphonie-Konzert; 22.45 Nachtmusik.

Mittwoch, 14. September: 10.10 Schulfunk; 15.15 Ju-gendstunde; 18.25 Deutsche Volkstumsarbeit des Vereins für das Deutschtum im Auslande, Vortrag; 18.50 Lustiges und vorteilhaftes Rechnen, Vortrag; 19.30 Konzert; 21 Violoncello, Hörspiel; 22 Walter Niemann spielt aus eigenen Werken; 22.45 Musik.

Donnerstag, 15. September: 15.15 Jugendstunde; 18.25 Zeitfragen; 18.50 Stunde der Arbeit; 19.20 Neues aus aller Welt; 19.30 Lieder zur Laute; 20 Hörbericht von den Herbst-übungen der Reichswehr; 22 Mondfinsternis; 22.45 Musik.

Freitag, 16. September: 18.50 Gustav Adolf-Feier; 18.25 Die Spielzeit 1932-33 in Darmstadt, Vortrag; 19.30 Lieder; 20.15 Schiffsahrt tut not!; 21.15 Mozartabend; 22.45 Tanz-musik.

Samstag, 17. September: 10.10 Schulfunk; 15.30 Ju-gendstunde; 18.25 Bedeutet Arbeitsbeschäftigung zu produktiven Zwecken Inflation? Vortrag; 18.50 Hausbesitzer und Mieter-schaft; Gemeinames und Gegensätzliches, Vortrag; 19.30 Rheinische Frohnatur, eine heitere Stunde; 20.10 Bunter Abend; 22.45 Tanzmusik.

Sonntagsdienst der Apotheken: Engel-Apotheke.

Kirchliche Nachrichten.

Gottesdienste in der evangelischen Erlöserkirche.

Am 16. Sonntag nach Trinitatis, dem 11. September.
Vormittags 8.10 Uhr: Pfarrer Lippoldt.
Vormittags 9.40 Uhr: Pfarrer Lippoldt.
Vormittags 11 Uhr, Kindergottesdienst: Dekan Holzhausen.
Vorm. 11 Uhr in den Sälen: Christenlehre für die Konfirman-den von Pfarrer Rülling.
Am Donnerstag, dem 15. September 1932, abends 8.10 Uhr, Bibelstunde: Pfarrer Lippoldt.

Gottesdienst in der evangel. Gedächtniskirche.

Am 16. Sonntag nach Trinitatis, dem 11. September.
Vormittags 9.40 Uhr: Dekan Holzhausen.

Evangelischer Vereinskalender.

Evangelischer Jugendbund, Obergasse 7.
Sonntag nachm. 4.30 Bibelstunde.
Donnerstagabend 8 Uhr Näh- und Singstunde.

Kirchlicher Jungfrauenverein in der Kleinkinderschule, Mathausgasse 11.
Versammlung jeden Dienstagabend 8 Uhr.
Gemischter Chor der Erlöserkirche.
Übungsstunden: Freitag, den 16. September für den Gesamt-chor.

Christliche Versammlung, Elisabethenstraße 19a

Sonntag, vormittags 11 Uhr: Sonntagschule; abends 8.15 Uhr: Vortrag. Donnerstag, abends 8.30 Uhr: Bibel- und Ge-betsstunde.
Jedermann ist herzlich eingeladen.

Vereinigung der Christlichen-Wissenschaftler.

Häufigen-Empfangs-Pavillon am Bahnhof.
Gottesdienste: Sonntags 8 Uhr abends.

Christlicher Verein junger Männer, Homburg v. d. H.

Wochenordnung für die Zeit vom 11.—18. September 1932.
Montag, abends 8.15 Uhr, Vereinsabend, indem Herr Bundes-gauwart Müller-Mildesheim über das Thema: „Geheimdienst im Weltkrieg“, sprechen wird. Die Vereinsmitglieder werden besonders dringend zu dieser Versammlung eingeladen.
Dienstag, abends 8.30 Uhr, Bibelbesprechstunde.
Donnerstag, abends 9 Uhr, Vortragsabend.
Freitag, abends 8 Uhr, Jungvolksabend.
Samstag, abends 8 Uhr, Turnen.
Jeder junge Mann ist herzlich eingeladen.
Der Vorstand.

Gottesdienste in der kath. Marienkirche.

Sonntag, den 11. September.

6 Uhr erste hl. Messe.
8 Uhr zweite hl. Messe, gem. Kom. der Marian. Kongr. und des Rotburgvereins.
9.30 Uhr Hochamt.
11 Uhr Monatsvortrag der Döllendorfer Jesuiten: P. Kother spricht über „Nacht und Priesterherrschaft in der Kirche“. Nach dem Vortrag letzte hl. Messe.
Abends 8 Uhr Andacht.
An den Werktagen hl. Messe um 6.10 u. 6.40 Uhr.
Sonntag 11.15 Uhr treffen sich die Mitglieder des Jungmänn-ervereins, die mit dem Rad zum Döllendorfturntag nach Frank-furt fahren.
Abends nach der Andacht Versammlung des Marienvereins.
Dienstag Caratavereinigung.
Mittwoch 5—7 Uhr Vorromänsverein in der Unterkirche, 9 Uhr im Saalbau Gesangsstunde des Gesellenvereins.
Donnerstag: Mandolinen- u. Gitarrenstunde des Marienvereins.
Freitag: Gesellen- und Jungmännerverein: Religionsvortrag im Saalbau.

Evangelische Kirchengemeinde Gonzenheim.

Sonntag, den 11. September.

9.10 Uhr: Christenlehre (Knaben).
10 Uhr Hauptgottesdienst.
11.45 Uhr Kindergottesdienst.
Mittwoch, abends 8.30 Uhr, Frauenhilfe.
Donnerstagabend, 8.30 Uhr, Kirchenchor.
Freitagabend 8.30 Uhr Mädchenchor.
Pfarrer D. Homberg.

Methodistengemeinde (Kapelle) Friedrichsdorf.

Sonntag, den 11. September 1932.

Vormittags 9.30 Uhr: Predigt und Abendmahl. Prediger Dr. E. Sommer.
Mittags 12.30 Uhr: Sonntagschule.
Abends 8 Uhr Singstunde.
Mittwochabend 8.30 Uhr: Bibel- und Gebetsstunde.
Freitagabend 8.30 Uhr: Jugendbund.

Methodistengemeinde (Kapelle) Röppern.

Bahnhofstraße 5.

Mittags 1 Uhr: Sonntagschule.
Abends 8 Uhr: Predigt. Prediger B. Riri.
Donnerstagabend 8.30 Uhr: Bibel- und Gebetsstunde.

Spielplan der Städtischen Bühnen Frankfurt

Opernhaus:

Von Montag, den 29. August bis Sonntag, den 9. Oktober 1932 bleibt das Opernhaus geschlossen.

Schauspielhaus:

Täglich bis einschließl. 21. September 1932, 20 Uhr: „Frauen haben das gern...“



Den Vorrang

gewinnt man nicht durch Zufall, nur durch Verdienst.
Salem hat den Vorrang aller deutschen Zigaretten.
Die meistgerauchte Zigarette kann eben nur die mil-
deste sein. Das ist

die milde SALEM 3 1/2

Immerhin

ROMAN VON KLOTHILDE VON STEGMANN-STEIN

Copyright by Martin Feuchtwanger Halle (Saale)

7. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Erst von Dublan griff so hastig zu, daß der andere nur mühsam ein Lächeln unterdrückte. Aus der glerigen Bewegung, mit der Dublan das Geld an sich nahm, konnte ein Mensch wie Gühring allerlei schließen. Dublan schien wieder einmal vollständig festzusetzen. Um so besser, dann würde er alles versuchen, um in der Patentstreitangelegenheit etwas zu erzielen.

Diese hundert Mark jetzt waren ein Röder. Ein neuer aber würde nicht ausgeworfen werden, ehe Dublan nicht gut gearbeitet hatte. Je schlechter es ihm ging, um so sicherer hatte man ihn.

Und wie um diese Gedankengänge zu verbergen, sagte Gühring aufstehend:

„Sie sehen, lieber Dublan, Karl Gühring ist nicht Kleinlich.“

Dreizehntes Kapitel.

Mit Herzklopfen war Edith Vernheim zum ersten Male in das Haus des Rechtsanwalts Weltner gekommen. Während das Hausmädchen ihr die Sachen abnahm, warf sie einen verstoßenen Blick um sich.

Schon die Diele, in die sie zuerst hineingekommen war, atmete Behaglichkeit und hatte jenen feinen Zusammenklang in Formen und Farben der Einrichtung, der einen kultivierten Geschmack verriet. Das Arbeitszimmer, in das sie geführt wurde, lag im milden Schein der großen Stehlampe neben dem Schreibtisch dunkel und ruhig da. An den Wänden zogen sich breite Bücherschränke hin, die vollgefüllt waren mit wissenschaftlichen und belletristischen Werken.

Edith trat an eines der Regale und sah mit sehnsüchtigen Augen auf die Reihen der Bücher.

Da stand alles, was in den letzten Jahren in Deutschland und auch im Ausland an wirklich wertvollen Dichtungen und Werken erschienen war. Sie kannte die Namen und Titel von den Buchauslagen der Läden her. Früher hatte sie selbst auch zu den eifrigsten Kunden der guten Buchhandlungen gehört. Aber all das war mit dem Verlust ihres Vermögens unmöglich geworden. Jahrelang hatte ihr Geist gehungert.

Und nun erst, seitdem sie durch Weltners Güte die Stellung in seinem Büro bekommen hatte, reichte es wenigstens einigermaßen zu einem Abonnement in einer Leihbibliothek. Aber was waren Bücher, die lieblos von Hand zu Hand gingen, gegen solche, die man selbst besaß? Eigene Bücher hatten etwas Persönliches, strahlten gleichsam die Gedanken des Menschen wider, der sie gelesen und durchdacht hatte.

Vollends diese Bücher hier, Eigentum des heimlich geliebten Mannes, waren ihr wie ein Stück seines eigenen Selbst. Von heimlicher Zärtlichkeit übermannt, strich sie mit scheuer Hand über die glänzenden Bucherrücken hin. Dann, wie erschrocken über sich selbst, wich sie zurück.

Als Rechtsanwalt Weltner nun schnellen Schrittes hereinkam, stand sie wartend neben dem Schreibtisch.

Mit frohem Blick ging Weltner auf die zarte, dunkle Gestalt zu:

„Willkommen, Frau Vernheim“, sagte er herzlich und streckte ihr die Hand entgegen, in die sie schüchtern die ihre legte.

Aber als er ihren scheuen Blick sah, ein Zittern in der schmalen Hand fühlte, ärgerte er sich über sich selbst. Was war es nur, das ihn immer wieder vergessen ließ, daß Edith Vernheim seine Angestellte war? Ob sie im Büro oder hier in seiner Privatwohnung ein Diktat aufnahm, war doch wirklich gleich, mußte gleich sein.

„Also bitte“, sagte er, und seine Stimme klang in dem Bestreben, sich selbst zurechtzuweisen, unwillkürlich härter, „nehmen Sie hier Platz. Können Sie so sehen? Also...“

Und er begann, im Zimmer auf und ab wandernd, sein Diktat. Edith Vernheim schrieb mit tiefgefuntem Kopf. Das Licht der großen Stehlampe warf einen milden Schein auf das weiche, helle Haar und den weißen Nacken, der mädchenhaft und zart sich aus dem Schwarz des Trauerkleides hervorhob.

Es war sehr still im Zimmer, nur die große Uhr in der Ecke ließ ihr gleichmäßiges leises Ticken hören, und der Stenogrammbloß knisterte leise, wenn Edith Vernheim ihn in eiligem Schreiben umwandte.

Weltner schritt hin und her auf den weichen Teppichen, die jeden Laut seiner Schritte dämpften. Ab und zu tat er einen Zug aus der Zigarette, um dann sofort in seinem Diktat weiterzugehen.

Es war eigentümlich. Heute nachmittag im Büro hatte er die Konstruktion des Schriftsatzes, den er an seine Auftraggeberin, die Firma Gebrüder Lorenzen, schicken wollte, noch gar nicht im Kopfe. Lag es daran, daß er ermüdet gewesen oder waren es Störungen, die im lebhaften Bürobetrieb unvermeidlich waren — er war mit seinen juristischen Darstellungen nicht sehr zufrieden gewesen. Er hatte das unbestimmte Gefühl, als ob eine tiefere juristische Durchdringung des Stoffes notwendig wäre, aber hatte es nicht in Worte fassen können.

Jetzt aber strömten ihm die Gedanken in ungeahnter Fülle zu. Deutlich sah er die Richtung, in der seine Verbesserung gehen mußte. Und hatte plötzlich das Empfinden, daß diese Weichheit des Geistes zusammen-

hing mit der Atmosphäre, die Edith Vernheim um sich verbreitete.

Schneller und schneller flossen die Worte von seinen Lippen. Er vergaß ganz, daß er diktirte, und ob das Stenogramm ihm so schnell folgen konnte.

Edith Vernheim schrieb mit rasender Eile. Sie wagte nicht zu unterbrechen. Sie wagte auch nicht zu fragen, wenn ein fremdes Wort in der fremden Materie kam. Aber ihr Instinkt und das geheimnisvolle Fluidum, das zwischen ihr und Weltner schwang, ließ sie das Richtige finden.

Zwei Stunden mochten so in rastloser Arbeit dahingegangen sein, als plötzlich ein Geräusch Weltner auffahren ließ. Draußen auf dem Korridor hörte man ein jähes, wildes Rinderweinen und die scheltende Stimme eines weiblichen Wesens.

Rechtsanwalt Weltner suchte zusammen.

„Einen Augenblick, bitte“, sagte er hastig zu Edith Vernheim und riß die Tür zur Diele auf.

Auch Edith war zusammengefahren, als dies rasende Rindergeschrei ertönte. Sie sah, wie Weltner hastig hinausging und mit lauter Stimme rief:

„So nehmen Sie doch den Jungen nach hinten, Vabette. Sie wissen doch, daß ich bei der Arbeit nicht gestört werden will. Was gibt es denn?“

Das Mädchen draußen antwortete etwas, was Edith nicht verstand; das Rindergeschrei brach ab.

Mit einem gequälten Gesichtsausdruck kam Weltner zurück.

„Es ist zum Verzweifeln!“ sagte er halblaut. Edith Vernheim wußte nicht, ob diese Worte ihr galten oder ob er sie zu sich selbst gesprochen hatte. Dann fuhr er in seinem Diktat fort.

Aber Edith Vernheim fühlte, daß er nicht mehr bei der Sache war. Sie sah, daß er immer wieder nervös lauschte — und wirklich, aus irgendeinem Zimmer der Wohnung ertönte wieder Rindergeschrei.

„Können Sie verstehen, Frau Vernheim“, fragte Weltner plötzlich aus seinem Diktat heraus und warf wütend den Bleistift, den er in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch, „können Sie verstehen, daß erwachsene Menschen mit einem siebenjährigen Kinde nicht fertig werden sollen? Immer Streit und Geschrei! Trotz auf der einen Seite, Ungehorsam auf der anderen! Es ist wirklich schrecklich.“

Edith Vernheim sah mit einem Blick voll Mitleid auf den Mann, dessen zusammengezogene Stirn deutlich Unruhe und Kummer verriet. Sie öffnete und schloß ihre Lippen, als wollte sie etwas sagen, was immer wieder von ihrer Schüchternheit zurückgedrängt wurde. Endlich erhob sie entschlossen den Kopf:

„Nein, Herr Rechtsanwalt, ich kann es nicht verstehen. Ein Kinderherz braucht doch so wenig; nur ein wenig Güte und Mitempfinden, dann gewinnt man es auch.“

Weltner sah sie an.

„Güte, Mitempfinden“ — er sprach es versonnen vor sich hin — „das sind die gleichen Worte, die ich so oft von meiner verstorbenen Frau hörte. Mit Güte und Verleihen allein hat sie unseren kleinen eigensinnigen Jungen zu lenken gewußt. Aber seit sie tot ist...“, er unterbrach sich und suchte zusammen. „Da, hören Sie, da schreit er schon wieder. Und ich habe ja gar keine Zeit und kann seine Erziehung nicht leiten — muß es anderen überlassen...!“

„Darf ich einmal nach dem Kleinen sehen, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Edith Vernheim, und erschrak im gleichen Augenblick über ihre Kühnheit. Was fiel ihr nur ein, sich in die Privatangelegenheiten Weltners zu mischen?

Aber Weltner sagte sofort:

„Ja, tun Sie mir den Gefallen, Frau Vernheim; Ralph ist mit dem Mädchen allein. Meine Ausrufe, die meinem Hauswesen vorsteht, scheint nicht da zu sein. Und zwischen Ralph und dem Mädchen gibt es immer Krieg. Vielleicht, daß Sie den kleinen Wildfang zur Vernunft bringen.“

Er öffnete die Tür und schritt neben ihr die Diele entlang bis in einen großen, heißen Hinterkorridor, an den mehrere Zimmer grenzten. Aus einem der Zimmer drang verstärktes Schreien und ein wütendes Hämmern gegen die Tür. Weltner drückte auf die Klinke dieser Tür — sie war verschlossen.

„Was ist denn das?“ sagte er befremdet und rief scharf den Namen des Stubenmädchens.

Vabette erschien von der Küche her und erschrak, als sie Weltner vor sich sah.

„Was ist denn hier los?“ fragte er streng. „Warum haben Sie Ralph eingeschlossen?“

„Er war so unartig und hat mich geschlagen“, stotterte das Mädchen, „und da habe ich...“ Sie konnte ihre Worte nicht vollenden, denn Weltner sagte schroff:

„Ich verbiete Ihnen ein für allemal, das Kind einzuschließen! Es ist nicht auszubedenken, was er allein anrichten kann. Wenn er bestraft werden muß, so haben Sie das Frau Hartwig zu melden. Aber einschließen gibt es nicht. Gehen Sie sofort den Schlüssel her!“

Mit hochrotem, trostlosem Gesicht holte das Mädchen den Türschlüssel aus der Tasche ihrer weißen Schürze und überreichte ihn Weltner.

Weltner steckte den Schlüssel ins Schloß und wollte die Tür öffnen, hinter der noch das Schreien ertönte.

Da sagte Edith bittend:

„Ich glaube, es ist besser, Herr Rechtsanwalt, wenn ich es einmal versuche. Vielleicht, daß es mir gelingt, diesen Nummer da drin zu beschwichtigen.“

Weltner nickte ihr zu.

„Dann versuchen Sie es nur, Frau Vernheim. Ich warte in meinem Zimmer auf Sie.“

Edith Vernheim steckte den Schlüssel ins Schloß und ging, verfolgt von dem mißtrauischen und wütenden Blick des Mädchens, hinein, während Weltner rasch durch den Korridor in die Diele zurück in sein Arbeitszimmer schritt.

Vierzehntes Kapitel.

Das Zimmer, in das Edith kam, war vollständig dunkel. Nur das Licht von der Straßenlaterne fiel herein und beleuchtete das tränenüberströmte, vom Weinen ver-schwollene Gesicht des kleinen Jungen, der in einer Ecke zusammengesauert hockte.

„Guten Abend, kleiner Ralph“, sagte Edith und tat, als wäre es die selbstverständliche Sache von der Welt, daß sie hier als Fremde hereinkam.

„Was machst du denn hier im Dunkeln? Magst du gern im Dunkeln sein oder soll ich Licht machen?“

Der Kleine antwortete nicht. Er sah mit entsetzten und erschreckten Augen auf die Unbekannte. Sein Weinen war im Augenblick verstummt.

„Schliefst du, das ist aber lieb von dir, daß du mit Weinen aufhörst“, fuhr Edith fort, als ob sie gar keine Antwort erwartete. „Aber weißt du, es ist wirklich recht dunkel hier. Und du kannst mich ja gar nicht kennenlernen, wenn wir es nicht hell haben. Ich denke, wir machen doch lieber Licht.“

Damit drehte sie an dem Schalter der elektrischen Lampe, aber zu ihrer Verwunderung glühte das Licht nicht auf.

„Ist denn das Licht bei euch kaputt, Ralphchen?“ fragte sie freundlich. „Vielleicht ist die Sicherung durchgebrannt. Da müssen wir uns eine neue aus der Küche holen. Sicherlich weißt du darüber Bescheid, denn du bist ja schon ein sehr großer Junge.“

„Da ist nichts kaputt“, kam es aus der Ecke, „die Vabette hat die Lampe herausgeschraubt.“

„Warum hat sie denn das getan?“

Ein erneutes Schluchzen kam aus dem Munde des kleinen Jungen.

„Weil — weil — sie sagt, ich war unartig, und dann läßt sie mich immer im Dunkeln sitzen, und — dann fürchte ich mich so.“

Das Schluchzen wurde lauter; der Kleine schlug die Hände vor die Augen.

Eine rasende Empörung stieg in Edith Vernheim auf und ein heißes Mitleid mit diesem einsamen, verwaisten Kinde da in dem Zimmer.

Schon kniete sie neben ihm und nahm das widerstrebende Kind sanft und zärtlich in die Arme.

„Da hat die Vabette sicher nur einen Spaß gemacht, mein kleiner Ralph, oder sie denkt, du bist schon so ein großer Junge, daß du dich gar nicht mehr fürchtest. Und wovor solltest du dich denn auch fürchten?“

Der Kleine schauerte zusammen und sah mit scheuen Augen im Zimmer umher, in dem von der Straßenlaterne her Licht und Schatten gespenstisch durchs Zimmer huschten. Edith Vernheim folgte seinem angstvollen Blick.

„Aber das sind doch nur die Zweige von den Bäumen draußen, die ihren Schatten ins Zimmer werfen, mein Junge. Weißt du was? Jetzt bleiben wir zusammen ein Weilchen hier im Dunkeln sitzen und gucken uns das ganze Zimmer an, bis du merkst, daß es ganz genau so ist, wie wenn wir Licht haben. Und dann erzählst du mir mal ein bißchen, warum du geweint hast, und dann wird alles schon besser werden.“

Der Kindskopf hob sich aus den sanften Armen der jungen Frau. Zwei große, traurige Augen, die weit über ihr Alter gereift waren, sahen Edith Vernheim fragend an.

„Wer bist du denn eigentlich?“

Edith Vernheim lächelte.

„Ach! Entschuldige... Natürlich — ich komme da so hereingeschnelt und sage dir nicht einmal, wer ich bin. Also, ich heiße Edith und helfe deinem Vati beim Arbeiten. Weil wir dich schreien gehört haben, hat der Vati erlaubt, daß ich zu dir komme und dich ein bißchen lieb habe.“

„Kommst du wieder zu meinem Vati?“ sagte das Kind und sah sie unverwandt mit seinen traurigen Augen an.

„Ich denke schon, Ralph. Soll ich denn auch einmal zu dir wiederkommen und ein bißchen mit dir spielen? Das heißt, nur, wenn du mich magst.“

„Dich mag ich!“ sagte der kleine Kerl plötzlich ganz laut und entschlossen.

Der Rechtsanwalt Weltner sah erstaunt auf. In die Tür seines Arbeitszimmers trat Edith mit einem frohen Lächeln. Sie führte an der Hand den kleinen Ralph, dessen Augen strahlend zu ihr emporgewandt waren.

„Ralph will seinem Vater nur guten Abend sagen“, meinte Edith Vernheim lächelnd. „Wir sind sehr gute Freunde geworden. Er hat mir versprochen, ehe er wieder einmal unartig ist, erst mit mir darüber zu verhandeln, ob es auch nicht anders geht.“

Der Knabe sah einen Augenblick unsicher zum Vater auf, in dessen Gesicht keine Strenge lag, sondern nur über-raschtes, gütiges Lächeln. Da stürzte er ihm entgegen und schmiegte sich leidenschaftlich an ihn.

„Ich will auch ganz gewiß nicht mehr so trostlos sein, Vati; aber die Tante soll bei uns bleiben.“

Ueber den Kopf des Kindes hinweg sah Weltner mit einem seltsamen Ausdruck Edith Vernheim an. So seltsam, daß die junge Frau mit einem tiefen Erröten den Kopf abwandte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonntag

Die Illustrierte Sonntagspost der Bad Homburger Neueste Nachrichten

Musik auf der Straße

Von Elsom

Man hat die Deutschen das Volk der Musiker genannt. Nun, das Volk der Musiker ist auf die Straßen gegangen. Die weiten Landstraßen im Reich, die Märkte der kleinen Städte, die Straßen der großen Städte sind voll mit Musik. Viele, die ihre Arbeit verloren haben oder noch nie eine fanden, machen Musik vor den Fenstern der andern. Es wird gelungen, Gelge gespielt, Waldhorn geblasen, Jazz-Musik gemacht, Ziehharmonika gespielt und auch der gute alte Vierton ist in tausendfacher Auflage wieder erschienen.

Ja, früher wenn der Vierterkastenmann spielte, das war etwas anderes. So fing meist der Frühling an: Der Vierterkastenmann war sozusagen die erste Schwalbe. Der grüne Hauch über den Bäumen, die breite weithin tönende Musik der Drehorgel, ein ganz bestimmter frischer Geruch in der Luft, und man war glücklich einen ganzen Tag lang, wenn einem das bei schönem Wetter an einem März-morgen begegnete.

Nun, dieser lyrische Drehorgelmann hat viel ernsthaftere Konkurrenz bekommen. Sogar die Kinder umringen ihn nicht mehr, wenn er an der Ecke steht und die neuesten Schlager und die ältesten Volkslieder spielt. Wenn er ein Kesschen bei sich hat, oder sonst einen kleinen Trick, etwa gleichzeitig ein Schlagzeug bedient, dann kann es ihm vielleicht noch gelingen, ein bißchen Aufmerksamkeit zu erregen. Aber sonst...

Sonst müssen sich heut schon ein paar zusammentun, um gehört zu werden. Denn an allen Ecken singt es, dudelt es, bläst es. Es ist erstaunlich, wie viel Menschen plötzlich Instrumente spielen können. Not lehrte musizieren. Und wie gut diese jungen Burischen zum Teil musizieren! Sie haben selbst kleine Kapellen zusammengestellt, Gelge, ein Schlagzeug, eine Trompete und einen Schalltrichter, durch den einer singt... und das ganze ergibt eine höchst reizvolle Harmonie. Manchmal wünscht man sich, ein allmächtiger Filmdirektor oder sonst ein Märchenprinz zu sein, und so einer kleinen Kapelle von tapferen Jungen das große Los zuzuwenden. „Meine Herren, sie spielen ja ganz ausgezeichnet! Ich engagiere Sie für meinen nächsten Film.“

So etwas ähnliches ist übrigens schon vorgekommen. Nicht ganz so pompös, aber doch noch immer wunderbar genug, für die jungen



Die spannende Romanfortsetzung!

Wertstudenten, die da auf dem Hof irgendeines Hauses musizierten: Ein Kabarett-Direktor hat ihnen einen Vertrag für seine Bühne geboten.

Die Landstraßen sind voll mit wandernden Menschen, und die meisten von ihnen haben auf dem Rucksack eine Gitarre oder irgend ein ähnliches Instrument hängen: Ihr bester Kamerad, der ihnen Leben hilft. Wie viele Lieder werden täglich gelungen! Wie viele alte Lieder stehen wieder auf! Und wie viele neue Lieder, Lieder aus dieser Zeit, mögen wohl geschaffen werden? Noch sind sie anonym, noch gehen sie von Mund zu Mund, einer fand ein paar Verse, ein anderer sang sie weiter, und schon ist ein Liedchen da, zu dem sich jeder seinen eigenen Vers macht. Alte Tanzschlager werden, in veränderter Form, zu Volksliedern, alte Volkslieder werden wieder neu, bekommen Texte, die aus dieser Zeit sind. Wieviel heimliche Dichter gehen unter den Wanderburschen, unter Studenten und Arbeitslosen über die langen deutschen Landstraßen? Heute können wir es noch nicht wissen, nur ahnen können wir manchmal etwas davon, wenn morgens oder abends vor unserem Fenster ein paar Stimmen ein Lied singen, das uns aufhorchen läßt.



Lieber Herr Schmittjes!

Ganz gewiß werden Sie sich wundern, daß ich Ihnen schreibe, ich einer Ihrer früheren Schüler, — ohne jeden äußeren Anlaß. Sie werden sich fragen, wie dieser Mensch, der ich bin, an dessen Gesicht Sie sich vielleicht noch nicht einmal erinnern können, dazu kommt, nach zwanzig Jahren an eine Schulkzeit zu denken, die in all ihren Einzelheiten verfunken, vergessen, nicht mehr wahr ist.

Wundern Sie sich nur, lieber Herr Schmittjes! Aber graben Sie bitte auch in Ihrem alten, ausgebeutelten, freundlichen Gedächtnis nach — vielleicht falle ich Ihnen dann doch noch ein? Vielleicht verstehen Sie dann besser, wie ich eigentlich dazu komme, alte, für Sie nicht sehr erfreuliche Erinnerungen aufzufrischen...

Gewiß — Sie hatten einige komische Angewohnheiten. Zum Bei-

spiel hielten Sie den Zeichenunterricht für das weitaus wichtigste Fach in der ganzen Schule und machten aus Ihrem gutgläubigen Herzen keine Mördergrube. Dabei, wenn Sie dies vor uns entwidelten, hielten Sie den Kopf ein wenig schief und hoben einen etwas schwankenden Zeigefinger... Grund genug für uns, Sie für nicht ganz voll zu nehmen. Weil Sie sich manchmal mit uns unterhielten, nahmen wir Bengels Sie nicht für voll. Hätten Sie geschrieben, gestampft, die ganze lächerliche Scheinautorität eines unbegabten Lehrers theatralisch herausbeschworen — mein Gott, wie wir Sie dann respektiert hätten!

Warum, Herr Schmittjes — ich richte mich an Ihre vieljährige pädagogische und persönliche Erfahrung — warum werden in den Schulen vorzugsweise nur die Lehrer geärgert, die am nettesten, stillsten und menschlichsten mit den Pauselämmeln umgehen? Weil es so leicht, so billig ist, jemand zu ärgern, dem es nicht im Traum einfallen würde, sich dagegen zu wehren?

Sie waren immer freundlich mit uns. Sie verkehrten mit allen Klassen, als seien Sie kein Vor-gelehrter, kein Pauker. Daher hießen wir Sie für machtlos für

weidlich, für dumm. Weil Sie die Möglichkeit hatten, ein Bafel zu schwingen, weil das Stöckchen in der Ecke stand, weil Sie es hätten ergreifen können, weil Sie es nicht ergriffen hatten und keinen Gebrauch von Ihrer Macht machten — deswegen duckten wir Zwölfs, wir Dreizehnjährigen uns nicht vor Ihnen.

Wir hätten Sie eigentlich lieben, für Sie schwärmen sollen. Aber in diesem Alter liebt man nicht — wenigstens keinen Lehrer. Da gibt es eine Anerkennung einer Gewalt über einem — oder ein Sichduden unter dieser Gewalt. Immer aber ist Gewalt dabei. Sanftmut verträgt, Sanftmut versteht man schwer.

Sie also, Herr Schmittjes, fanden uns unvorbereitet für Ihre langsame, verträumte, ein wenig weltabgewandte Art. Wir verstanden Sie nicht, weil wir Sie nicht erkennen konnten. Und in unserer Verlegenheit um eine Stellungnahme — etwas mußten wir doch tun, nicht wahr? — sangen wir an, Sie zu verhöhnen. Wir „verhöhnten“ Sie über alle Maßen. Ob Sie darunter gelitten haben? Ob Sie sich wohl manchmal gefragt haben: lieber Himmel, was habe ich ihnen denn getan...?

Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich, heute, zwanzig Jahre, nachdem ich Sie nicht mehr gesehen habe, nachdem ich den Zwang der Schule und ihre Zerstreuungen verlernt habe: daß es mir leid tut, damals so falsch getippt zu haben. Daß es mir leid tut, den einzigen Menschen in dieser Umgebung gekränkt zu haben — der es wirklich nicht verdiente.

Denken Sie nicht böse an mich — wenn Sie überhaupt noch an mich denken sollten. Denken Sie ebensowenig böse an die vielen Jungen, für die ich mich heute hingeseht habe, um Ihnen zu schreiben, in deren Namen ich (un-gefragt) Sie bitte, uns zu verzeihen. Wir denken heute alle mit Freundschaft an Sie. Und wenn wir Sie damals nicht so gern hatten, wie wir Sie hätten gern haben müssen — wir waren jung und dumm.

Ob mein Brief wirklich an Sie ankommt? Vielleicht sind Sie schon tot? Vielleicht heißen Sie auch gar nicht Herr Schmittjes, wie ich Sie heute anrede — und vielleicht waren Sie überhaupt kein Zeichenlehrer? Auch in diesem Fall würde ich kein Wort von alledem, was ich sagte, zurückziehen. Denn es gibt viele Herren Schmittjes und leider noch mehr solche dummen Jungen wie ich einer bin. Vielleicht kommt dieses Wort eines dummen Jungen heute, auf großen Umwegen, wirklich einem Herrn Schmittjes in die Hand und tröstet ihn über einige schwierige Jahre voller Krach und stiller Güte?

Nehmen Sie, Herr Schmittjes (oder wie Sie heißen mögen) — nochmals meine aufrichtige Entschuldigung hin, und den Ausdruck meiner verspäteten, aber herzlichsten Liebe und Verehrung von Ihrem sehr ergebenen Hans.



Ein Gnawings gnawt im ...

Klatzch ist eine Weltmacht. Wenn ein Mensch, der zufälliger Zeuge einer geheimnisvollen Begebenheit war, es fertig gebracht hätte, dieses Erlebnis für sich zu behalten, anstatt es bewegt und wichtig gleich anderen Menschen weiterzuerzählen, die dann ihrerseits für fernere Verbreitung sorgen — wer weiß, wie die menschliche Geschichte dann, in vielen Fällen, ausgesehen hätte!

Der Philosoph Aristoteles hat schon zu den Zeiten des hellenischen Olym (welcher bekanntlich um 800 v. Chr. Geb. lebte) herausgefunden, daß der Mensch sich vom Tiere einerseits durch Vernunft, andererseits durch Sprachvermögen unterscheidet. Die beiden menschlichen Merkmale, „Rede“ und „Vernunft“, stehen aber manchmal, wie man weiß, in trübsamem, höchst unheimlichem Gegensatz zueinander. Und „Rede“ ohne „Vernunft“ — ja, dieses nicht gar zu seltene Naturereignis bezeichnet man dann in der gewöhnlichen Umgangssprache: „Der Mensch kann den Mund nicht halten.“

Diese Eigenschaft allein macht aber den eigentlichen „Klatzch“ noch nicht aus. Um nämlich „Klatzchen“ zu können, wie das Geseh es befiehlt, muß man nicht nur, als Träger eines Geheimnisses oder einer besonderen Beobachtung, den Mund nicht halten können. Man muß auch — sozusagen — seine Ohren „nicht halten können“. Man muß seine Nase in alles stecken. Blauschen, Horchen, Schnüffeln — die Betätigung des Klatzchens erfordert eine intensive Anwendung unserer sämtlichen Sinnesorgane. Diese kleine Gebrauchsanweisung für das Klatzchen nebenbei.

Klatzch jedenfalls ist eine Weltmacht. Er besteht, er bleibt, er behauptet sich — losgelöst von seinen Anlässen, losgelöst von seinen Opfern, losgelöst sogar von denen, die ihn in die Welt setzten. Alles um ihn wird mit der Zeit zu Staub, wird klein, lächerlich, häßlich — er aber bleibt, oft durch Generationen. Man kann ihn in zwei Stücke zerschneiden, wie einen

Regenwurm. Jedes Ende lebt, jedes Ende wächst nach. Er hat, auch auf lange Strecken, ein zähes Leben. Und auf kurze Strecken?

Hier kommen wir auf eine besondere Eigenart des Klatzches — nämlich auf die erstaunliche, außerordentliche Geschwindigkeit, mit der er sich in der Welt vorwärts bewegt. Der Schall pflanzt sich im Laufe einer Sekunde mit einem Tempo von 333 Metern während dieser Zeit fort. Die Geschwindigkeit des Lichts beträgt in der gleichen Zeitspanne 300.000 Kilometer. Welche Zeit nun benötigt ein Geräusch, um einmal um die Welt zu laufen?

Wir können uns, aus der täglichen Praxis, schon ein schwaches Bild von diesem mörderischen Tempo des Klatzches machen, und zwar, wenn wir in unserer eigenen Behausung bleiben, wenn wir bloß den Vormarsch und die Verbreitung eines einzelnen Geräusches in den vier Wänden unseres Wohnhauses unter die Lupe nehmen.

Frau Müller im zweiten Stod — um ein Beispiel zu geben — kocht alle Tage echten Bohnenkaffee, obwohl ihr Mann ... und wo doch jedes Kind weiß, daß ihre Tochter ... — der Duft dieses echten Bohnenkaffees zieht, vom



Wind getrieben, Frau Schulze, Gartenhaus parterre, in die offenen Fenster. Und zehn Minuten später weiß es, dank der mündlichen Anstrengungen Frau Schulzes und einiger anderer Mieter, das ganze Haus.

Geschwindigkeit, meinen Sie, ist keine Hexerei? Im Falle einer Klatzchgeschichte — beinahe doch! Da spielen Tag und Nacht auf der ganzen Welt die Telegraphenbrähte. Neuigkeiten aller Art laufen und jurren durch die Welt. Geburten, Todesfälle, Geschäfte, Bankrotte, weltbewegende Nachrichten aller Rassen, aller Sorten, aller Formate ... mein Gott — und wieviel Klatzch ist darunter! Wieviel „Unbestätigte Nachrichten“! Wieviel vage Gerüchte, mündlich und schriftlich mitgeteilt, gefunkt, gedacht, gewünscht und angedeutet ...

„Unbestätigten Gerüchten“ zufolge ist der Diktator von Uruguay, General Millimato, soeben

einer feindlichen Verschwörungsbombe zum Opfer gefallen. Einzelheiten des Attentates fehlen noch ...



... und will ich dir mitteilen, liebe Emmy — laß dich von dem Kerl ja nicht ins Bodshorn fangen. Der hat gerade am wenigsten Grund, über uns herzugiehen, wo es doch neulich sogar Herrn Rohmeyer aufgefallen ist, daß seine Rechnungen ...

Darüber hinaus aber gibt es eine geradezu klassische Statistik des Klatzches. Sie lautet folgendermaßen: wenn um Mitternacht ein Mord begangen wird, und wenn ein Zeuge sich am Tatort befunden hat, wenn weiter dieser Zeuge die schreckliche Kunde im Laufe von zehn Minuten zwei anderen Menschen mitteilt, die ihrerseits, ebenfalls in zehn Minuten, das Gerücht an zwei andere Menschen weitergeben, so daß das Gerücht weitere und weitere Kreise zieht — dann weiß die gesamte Menschheit von diesem Mord, noch bevor die Sonne aufgeht.

Sie glauben das nicht? Bitte, nehmen Sie Papier und Bleistift zur Hand. Einer erzählt es zweiten, zwei erzählen es vierten — nach einer halben Stunde, um halb eins also, wissen es acht Leute, um ein Uhr bereits 64, um halb zwei 512, um zwei Uhr schon 4096 Leute, um drei Uhr 262.400 (also bereits eine ganze Großstadt), um vier Uhr 16.800.000 (ein mittelgroßes Land), mit dem Schlag fünf 1.088.000.000 Menschen — und zehn Minuten später 2.176.000.000, also sogar ein wenig mehr Menschen, als auf dem ganzen Erdenrunde anzutreffen sind.

Also, wenn Sie je die Absicht haben sollten, um Mitternacht einen kleinen Mord zu begehen — lassen Sie sich raten: sorgen Sie dafür, daß niemand in der Nähe



ist und bewahren auch Sie strengstes Stillschweigen darüber, wenn Sie nicht wollen, daß Sie in den ersten Morgenstrahlen von der gesamten Einwohnerschaft der Welt gelyncht werden ... H. D.



seines Wildes heranträgt, da streicht die Henne ab, denn auch ihr geliebtes Auge ist immer auf der Wacht; — ist sie erst mal in Schwung, so soll er sehen, wo er bleibt! — sie fällt unten in der Talsohle in den Bergwächolder ein. — Währenddessen schleicht der Adler doch noch zur Erde und hebt eine Ratte auf, die sich über Sommer hier in den Bergen amüsiert, — zum Winter würde sie wieder in die Scheunen und Ställe der Talbauern gezogen sein, — wenn nicht der Kar ihr Leben vorzeitig geendet hätte. Der gibt der quieschenden und zappelnden oben in der Luft seinen Schnabel zu schmecken, — den Ratten ist nicht zu trauen, sie haben verbrecherische Zähne, so klein sie auch sind; dann kröpft er sie gleich im Fliegen und schwingt sich wieder zur Höhe, richtiger: er läßt sich hinauftragen, in sanften Spiralen. Aber mittendrin unterbricht er noch einmal seinen Flug; — sitzt dort unten neben der kleinen Tanne nicht ein Hase? — zwar ist er durch die Zweige der Nichten gut getarnt, — indessen, er hatte kaum merklich seinen Rüssel gehoben, und das genügt, — ein Adler sieht alles! Wie ein Stein fällt er sich jetzt mit angelegtem Gefieder herniederfallen, kurz vor der Tanne, er breitet seine Schwingen um sich aufzufangen. Entsetzt fährt der Hase aus der Sacke, aber so geschwind er auch dahin flüht, so hastig er auch Haken schlägt, er ist doch nicht schnell genug, die nadelsharfen Fänge des Adlers fassen ihm ins Kreuz; mit Macht fühlt er sich gehoben, all sein Strampeln und Schlagen nützt ihm nichts, — da trifft ihn ein Hieb des spitzen Schnabels so schmerzhaft hinter dem Ohr, daß seine Todesklage lautstimmend über das stille Tal klingt. Mit seiner Beute hebt sich der Kar hoch in die Lüfte, und als er sich überzeugt hat, daß die Luft rein ist, hält er am Horste auf; dann humpelt er, den toten Lampe hinter sich herschleppend auf den Reifighaufen, wo er den weitperspektivenden Mäulern Fehen auf Fehen abreißt, bis keines von diesen lebenden Wollknäulen mehr giert, — den Rest vertilgt er selbst.

Wenn der erste Sonnenstrahl den neuen Tag einleitet, sind sie schon wieder unterwegs: oft bleibt einer der Gatten bei den Kindern, aber ebenso oft streichen sie auch gemeinsam durch die Lüfte. Nichts ist vor ihnen sicher, das Reh, wie das Gamsstier nehmen sie, sogar alte Geisen versuchen sie bei Gelegenheit an steilen Wänden herabzujagen. Der Horst gibt ein bereites Zeugnis ihrer Räubereien; da liegen nebeneinander Fuchs und Hase, Marder und Eichhorn, Murmeltier und Wildkatze, Ente und Fischotter, Reiter und vieles andere, was Haare oder Federn hat; die Jungen können den herbeigekommenen Raub gar nicht schaffern, und so verlübert die Hälfte und verpestet die Luft.

Als der Sommer sich zum Fortgehen fertig machte, da waren auch die beiden Adlerkinder so weit, daß sie mit den Alten in der Luft umherziehen konnten. Aber die Familie hatte mit ihren Kindern kein Glück: als einer der Jungadler beim Jagen auf eine verwilderte Rabe stieß, die gerade ein Murmeltier gerissen hatte, da glitschte er in der Luft aus, so daß er sie schlecht sah; — loslassen konnte er aber auch nicht mehr, weil er sofort hochgeschossen war und den Rater mitgerissen hatte, der nun mit seinem Gewicht in des Luftkönigs Klauen hing und sie so straffte, daß dieser sie nicht zu lösen vermochte. Dem Geschicklichen, verzweifelt kämpfenden gelang es hingegen, sich an der Hufe des Mars festzuhalten, dann zog er sich hoch und schlug die Krallen der anderen Brante in die Brust seines Trägers, der vor Schmerz in höchste Höhen stieg; er hatte natürlich dem Rater mehrere Schnabelhiebe versetzt und ihn nicht unerheblich verletzt, aber eine Rabe ist kein Haselhuhn, giftig fauchend und schmerzvoll freischend langte er mehrmals nach dem Hals des Mars: ein kurzer Kampf, dann sauste ein kullerndes, wirbelndes Federknäuel hinab. — Der Aufschlag war so heftig, daß keiner mit dem Leben davon kam; sie blieben auf dem Plake, fest ineinandergekrallt.

Aber auch den anderen Jungadler ereilte sein Schicksal, als er hoch im Blauen seine Kreise zog, und die kleine Welt unter sich beobachtete, da sah er in einer Pärche einen Ahu sitzen; — das war ihm ein verhaßter Vogel, — warum, wußte er selbst nicht, — furchtbare Wut packte ihn, er legte die Flügel an, so daß er in rasender Fahrt herabgestürzt kam. — Da spie ein Reifighaufen in der Nähe Blüß, Donner und Gestank, — und zerschossenen Fergens klatzte unser Räuber, der in seiner Jugend Ueberreifer den gar nicht harmlosen Hüttenvogel gehaßt hatte, neben diesem zur Erde; — der blüßte ihn befreidigt an. Gleich darauf erschien ein Mann, der im Reifighaufen gefessen und hob mit strahlenden Augen den großen toten Vogel hoch. — Na, jedenfalls, er hatte einen und konnte damit jedem Schleher imponieren! — Wie lange würde es noch dauern, dann sind auch die letzten verschwunden, und wo sollte man sie schießen? — vielleicht bekam man vorher noch einen? Schaden konnte es ja niemals, — ob nun ein anderer schoß oder man selbst. — Schließlich tu man damit doch auch ein gutes Werk, denn das lästige Raubzeug muß endlich einmal vertilgt werden, damit das Niederwild aufatmen kann! — und außerdem jagt der Jäger in der Stadt da für eine Stange Gold! —

Ja, ja, die Adler sterben aus die Dummheit nie!!

Febr. 1920,

DIE STEINADLER

Novelle von James Horst Goerte

Blitz und Donner fuhren mit Feuer und Schwefel auf Schrotfen und Grotte nieder, vielfach brach sich der Krach in den Wänden, so daß ein Hüllenpektakel in die sonst so stillen Täler drang. Dazu rauschte der Regen hernieder, als ob die Sintflut im Gange sei. Alles Getier hatte sich verkrochen, soweit dies möglich war, — der Gamsbock sah unter schirmendem Laubengegweig, Fuchs und Reh hatten sich in die Fichtendickungen der tieferen Lagen geschlagen, der Bergghahn sah im Geröll, der Hase unter dichtem Brombeergerant und die „Murmeln“ drängten sich in der Tiefe ihrer Baue aneinander; allen war ein Platz geworden, der sie mehr oder weniger vor dem Unwetter schützte. Aber über allen Lebewesen sah hoch oben auf steinigem Thron unter überhängendem Felsbaldachin ein König, den der ganze Streit der Elemente gar nichts angingen schien; — inmitten dieser aufgewühlten Welt herrlich, stolz, aufrecht und kühn! Der Steinadler war es, der hier

bei seinem Horste Wache hielt. Unbeweglich sah er da, wie aus Stein gemeißelt, nichts an ihm verriet Leben, außer seinen bernsteinternen Augen, die rastlos durch sein Reich, die ganze Welt gingen. Etwas tiefer in der Felsenrinne sah aus einem Reifighaufen das Weibchen und hundert die beiden scheußlichen, aber heißgeliebten Jungen.

Nachdem die schwarzen Wolken zerfloßen waren, und die blanke Sonne durch das Himmelsfenster schien, erwachte auch die Regsamkeit unter den Tieren wieder. Auf einmal geht der Kopf des Adlers rudartig nach vorn; — dort unten in der Halde bewegte sich ein Bergghahn, — die hellen Adleraugen haben es schon erspäht. — Mit einem Ruck wirft sich der Kar von der Felsnase



und schwebt leicht und frei und ohne Flügelschlag dahin, nur seine Stoßfedern ordnet er mit einigem Schütteln und Fächern. Sogleich macht er sich einen Windhauch zunutze; — der trägt ihn geschwind hinter den nächsten Berg, dort läßt er sich so weit fallen, daß er es wagen kann, wieder um den Gang zurückzufahren; — doch als er sich mit Eile an den Standort

SENSATION 1983

„Expressblatt“

vom 30. März 1983
(Eigener Fundbericht)

Wer ist der Bestohlene?

Vor der Reichsbankfiliale Leipzig fuhr Freitag vormittag 9.45 Uhr, eine Autotaxe vor, aus der eine etwa dreißigjährige, schwarzhaarige, verschleierte Dame und ein Dienstmann stiegen, der mit Hilfe des Chauffeurs einige wenig umfangreiche aber schwerwiegende Pakete in den Schalterraum der Gebäudes trug.

Zur allgemeinen Überraschung der Bankangestellten enthielt das sonderbare Gepäck der Besucherin eine 80 kg schwere, aus sechzehn Feinfillo-Barren bestehende Goldmenge, für welche die Fremde die sofortige Aushändigung des Gegenwerts, rund 222 728 Mark in Reichsbanknoten verlangte. Sie wies sich als Tochter eines deutschen, in Transvaal ansässigen Minenbesizers aus, aber so unzuverlässig sah auch das von ihr mitgebrachte Gold war, so unecht waren ihre Papiere, vor allem die ganz plump falscht gefälschten Goldeinfuhrzertifikate, die sie als rechtmäßige Eigentümerin des kostbaren Metalls legitimierten und ihrer märchenhaften Erzählung Beweisskraft verleihen sollten.

Bis heute ist es der Polizei weder gelungen, irgendwo in der Welt einen derart umfangreichen Golddiebstahl noch die Personalien der sofort Inhaftierten festzustellen. Sie wendet sich jetzt an die Öffentlichkeit, um Licht in diese mysteriöse Angelegenheit zu bringen.

Der bald ermittelte Dienstmann — es ist der alte Kutscher Nr. 4 von der Anfunfseite des Hauptbahnhofs — und der Chauffeur der Taxis Nr. 1167 können lediglich auslegen, das die Fremde vermutlich mit der Propellertram, die 8.30 Uhr aus Berlin eintrifft, gekommen sei und sich sofort zum Reichsbankgebäude fahren ließ.

„Börsenkurier“

vom 6. April 1983.

Auf der New-Yorker Börse zeigte sich dieser Tage am Montanmarkt lebhafteste Unruhe, hervorgerufen durch das ständige Steigen der Bleibergwerksaktien. Dieses Steigen findet seine Erklärung in größeren Käufen von vorläufig noch nicht bekannter Seite.

Der Sinn dieses Hausse-Manövers ist allerdings völlig unklar, weil Blei bekanntlich in der Industrie schon seit Jahrzehnten durch leichtere Metalle mit denselben Eigenschaften ersetzt wurde und heute fast wertlos ist.

„Expressblatt“

vom April 1983.

Tragischer Tod der Leipziger Goldbarrenverkäuferin.

Der Wärter des Leipziger Untersuchungsgefängnisses fand heute nachmittags eine geheimnisvolle Unbekannte, die der Reichsbank vor zehn Tagen einen Goldschatz verkaufen wollte, scheinbar schlafend auf der Britische liegend. Wie sich aber schnell genug herausstellte, hat die Unglückliche durch Einnehmen von Veronal ihrem Leben selbst ein Ende bereitet. Auf dem Klappstischchen der Zelle wurde außer einer leeren Tablettenpackung, der Chemisch-Technologischen Zeitung und der New-York Times (diese beiden Zeitungen wurden täglich von der Dame verlangt), ein Schreiben gefunden, das sowohl über ihre Person hinreichende Auskunft gibt, als auch über die Beweggründe ihres plötzlichen Freitodes.

Danach handelt es sich um die Gattin des bekannten Physikers Professor Dr. Fajepetus aus Berlin. Sie suchte den Tod, weil ihre

Nerven den Aufregungen der letzten Tage und den ihr noch bevorstehenden Schwierigkeiten nicht gewachsen waren. Mit Sicherheit kann jetzt angenommen werden, daß die von allen Sachverständigen als echt erklärten Goldbarren, die Frau Fajepetus der Reichsbank anbot, aus künstlich hergestelltem Gold bestehen. Möglicherweise ist dieses Gold von Prof. Fajepetus selbst hergestellt worden. Wir werden in der heutigen Spätausgabe unseres Blattes ausführlich darüber berichten.

„New-York Times“

vom 7. April 1983.

Droht eine neue Währungskrise?

Nach immer häufiger auftauchenden Gerüchten, deren Quelle noch unbekannt ist, soll der deutsche Professor Viktor Fajepetus, der sich seit einer Woche in New-York befindet, dem Rockefeller-Morgan-Konzern ein Verfahren angeboten haben, auf Grund dessen bei außerordentlich geringen Produktionskosten Blei künstlich in Gold verwandelt werden kann. Eingeweihte Kreise behaupten sogar, daß der Kauf bereits perfekt ist, und nennen eine Summe von 750 000 Millionen bis eine Milliarde Dollar, die Herrn Fajepetus in Form eines Aktienpakets der neuzugründenden Goldfabrik „Romosa“ ausgehändigt werden soll.

Eine Bestätigung dieser Gerüchte, die besonders nach dem merkwürdigen Bergwerkstausen am Bleimarkt nicht ganz unwahrscheinlich sind, würde außerordentliche Veränderungen des Goldwertes und damit des privaten und staatlichen Wirtschaftslebens aller Länder des Erdballs nach sich ziehen. Eine allgemeine Währungskrise als katastrophale Folge dieser neuartigen Goldgewinnung wäre fast unvermeidbar. Eine amtliche Verkaufsbearbeitung der Börsezeitung liegt noch nicht vor.

„Chemisch-Technologische Zeitung“

vom 9. April 1983.

Professor Bratisched Historischer Rückblick auf die Entwicklung der Atomzertrümmerungsmethoden und die Umwandlung der Elemente.

Mit der sensationellen Nachricht aus U.S.A., nach der Professor Viktor Fajepetus ein von ihm entdecktes Verfahren der Grobherstellung von Gold aus Blei in Wall Street zum Kauf angeboten habe, hat wiederum eine Periode der chemisch-physikalischen Strukturformung ihren Abschluß gefunden. Damit wird ein von der Wissenschaft theoretisch längst gelöstes Problem zu einer äußerst schwierigen vollwirtschaftlichen Angelegenheit. Zu allen Zeiten haben wissenschaftliche Erkenntnisse, die den Weg aus den Laboratorien in die Industrie fanden, für einzelne Teile der Bevölkerung verheerende Folgen gehabt, so sehr sie sich auch späterhin für die gesamte Menschheit segensreich auswirkten. Man erinnere sich nur an die Entdeckung des künstlichen Indigos, die bekanntlich in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts erfolgte. Durch sie wurden zwar anfänglich die Besitzer der Indigopflanzungen schwer geschädigt, aber die gesamte Volkswirtschaft wurde durch die Gründung zahlreicher chemischer Farbwerke überraschend neu belebt. Auch die künstliche Diamantenherstellung, mit der sich nun schon seit 1945 eine gewaltige Industrie befaßt, hatte zur Folge, daß die natürlichen Diamantvorkommen in Südafrika und Australien heute bestenfalls nur noch gewöhnlichen Kiesgruben im Wert

gleichkommen. Andererseits aber hat die gleiche Neuerung der gesamten Menschheit erhebliche Vorteile gebracht. Heute laufen bekanntlich fast alle Maschinen auf Diamanten, wie einst nur die Räder der Taschenuhren, so daß ihre Geschwindigkeit und Lebensdauer wesentlich größer ist als früher.

Im Vergleich zur künstlichen Goldherstellung im Großen war aber die Diamantenherzeugung aus Kohlenstoff für die Wissenschaft eine verhältnismäßig leicht lösbare Aufgabe, denn hier handelte es sich ausschließlich um eine molekulare Strukturänderung, um die rationellste Kristallisierungsmethode des amorphen Kohlenstoffs. Als sie einmal gefunden war, ließen sich ohne Schwierigkeiten 6000 bis 8000 Kilogramm schwere Diamantblöcke herstellen, wie sie etwa für den fast reibungslosen Gang unserer Ebberückstrahlmotoren benötigt werden, die heute an allen Ozeanflüssen die Energie der Meereswellen in Elektrizität umformen.

Gold läßt sich aus Blei aber nur gewinnen, wenn es gelingt, aus dem Bleiatom mit Hilfe von Ultraradiationstrahlen einige der freisenden Elektronen zu rauben, ohne den Atomkern zu zerstören. Nur so ist es möglich, das Atomgewicht des Elements Blei, das weit über 200 liegt, auf 197,2, das Atomgewicht des Goldes, zu erniedrigen und damit Blei in Gold zu verwandeln. Theoretisch war dieses Problem schon durch den vor sechzig Jahren verstorbenen Professor Riethe gelöst, dem die Quecksilber-Gold-Metamorphose gelang. Aber das auf diesem Wege gewonnene Gold war immer weit teurer als das natürliche Metall.

Erst Herrn Dr. Fajepetus (seine Gattin ist interessanterweise eine geborene Riethe und die Enkelin des vorhin erwähnten Forschers) war es vorbehalten, diese neue wissenschaftliche Großtat der Verwandlung eines Metalls in ein anderes für die Industrie und damit für die Masse der Menschheit nutzbar zu machen. Auf die Einzelheiten des Verfahrens, — es kommt dabei hauptsächlich auf die Lenkung der Ultraradiationstrahlen und die vorherige Veränderung des Aggregatzustandes des Bleies an — können wir aus erklärlichen Gründen hier nicht näher eingehen.

„Expressblatt“

vom 12. April 1983

Gold nicht mehr Geld?

Die Nachricht von dem bevorstehenden Bau einer Goldfabrik in Nevada und einer weiteren im Staate Alaska zur Auswertung der dort besonders reichhaltigen Bleilagerstätten zwecks Blei-Gold-Herstellung zu einem Viertel des bisherigen Goldpreises hat bei den Regierungen der ganzen Welt lebhafteste Bestürzung hervorgerufen. Man plant eine internationale Währungskonferenz, da das erklärliche Verlangen der privaten Rohgold- und Goldschmuckbesitzer, die ihr Gold auf Grund der bestehenden Münzgesetze zu Geld prägen lassen wollen, die Staatsfinanzen reißlos ruinieren würde. Bis an Stelle des Goldes eine neue Währungsbasis gefunden ist, haben die europäischen Staaten jegliche Goldzufuhr durch Zollmaßnahmen unterbunden, außerdem ist man dabei, die einstweilige Verordnungen aufzuheben. Die ganze Situation erinnert lebhaft an die großen Geld- und Währungskrisen in den letzten Dezen-

nien des 19. Jahrhunderts, als bei dem plötzlichen Sturz des Silberpreises jeder schnell noch sein Silber verkaufen und die aufgeschakelten Silbermünzen vor der völligen Entwertung ausgeben wollte, um sie in beständige Werte umzuwandeln. Durch den damaligen plötzlichen gestiegenen Geldumlauf kam es zu einer riesigen Uebersteuerung aller anderen Waren, und vermutlich werden sich mit dem Erscheinen der ersten größeren künstlichen Goldmengen die Geschehnisse dieser vergangenen Epoche in ähnlicher Weise wiederholen, bis wir an Stelle der labil gewordenen Goldwährung eine stabile Platin- oder gar Radiumwährung gefunden haben. Dabei ist es ein fast grotesker Zustand, wenn man bedenkt, daß das einzige künstliche Gold, das bisher überhaupt einer größeren Öffentlichkeit zu Gesicht gekommen ist, eben jene verhängnisvollen 16 Goldbarren sind, die noch immer in Verwahrung hat. Bezeichnend ist, daß der Umlauf an den mehr oder minder alten Goldmünzen in den letzten Tagen außerordentlich zugenommen hat. Andererseits hat der bargeldlose Verkehr, der für unser Kreditwesen von ausschlaggebender Bedeutung ist, erschreckend nachgelassen.

„New-York Times“

vom 13. April 1983.

Schreckenszonen im Goldlaboratorium

Bei der Inbetriebsetzung einer Versuchsanlage für die Metallverwandlung des Professor Fajepetus wurde aus unerklärlichen Gründen die Strahlungsversorgung eingeschaltet, ehe die Anwesenden, der Direktor der Handelsbank Walter, Herr Professor Sherman vom Unity-Kollege und Professor Fajepetus selbst, den Raum verlassen hatten.

Professor Fajepetus, der sich in unmittelbarer Nähe der Strahlungskathode befand, wurde auf der Stelle getötet, Direktor Walter durch Verbrennungen am Oberkörper verletzt, daß er we-

nige Minuten später starb, und nur Professor Sherman konnte sich rechtzeitig in Sicherheit bringen. Aber auch bei ihm ist zu befürchten, daß die furchterlichen Verbrennungen des linken Arms zu einer Amputation führen werden. Durch die ungeheure Kraft dieser Ultraradiationstrahlen wurden auch sämtliche Apparate und die Maske des Erfinders, die er stets bei sich trug, und die als kostbarsten Inhalt des schriftlich niedergelegte Ergebnis seiner Forschungen barg, bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Nur dem Mut Professor Shermans, der den Schallhebel unter Opferung seines Armes zurückführte, ist zu verdanken, daß die tödlichen Strahlen nicht auch durch die Wände in die Nebenräume drangen und hier weitere Menschenopfer erforderten.

„Expressblatt“

vom 13. April 1983

Ist Dr. Fajepetus seiner Frau freiwillig in den Tod gefolgt?

Nach den letzten Fundmeldungen aus New-York soll Professor Fajepetus den todbringenden Strom selbst eingeschaltet haben. Durch den Tod seiner Frau, den er erst vorgestern erfuhr, war Dr. Fajepetus außerordentlich niedergeschlagen, und man nimmt an, daß er die Tat in einer durch seine außerordentlich Gemütsdepression bedingten momentanen Geistesstörung vollbrachte. So tragisch der Tod des Forscherpaares auch sei, hat er doch die Welt mit einem Schläge von der panikartigen Stimmung befreit, die sie seit zwei Wochen bedrückte und Handel und Wandel lähmte. Da die Maske des Erfinders, die seine Aufzeichnungen enthielt, völlig vernichtet wurde, wird das Geheimnis der künstlichen Goldherstellung zusammen mit ihrem Beherrscher Professor Fajepetus ins Grab sinken. Es ist nicht anzunehmen, daß einem anderen Forscher in absehbarer Zeit die Herstellung großer Mengen Kunstgold bei niedrigen Produktionskosten glücken wird.



UNTERSUCHUNGSMASS

Das waren damals lichte Frühlingsstage! Arthur ging die Straße hüpfenden Ganges hinunter und freute sich der kleinen und großen Pfützen und Lachen, in denen blau der Himmel glänzte. Was das für Tage waren! Man ging umher wie vergüßt! Die Luft mousierte wie Champagner. Allerdings war auch alles andere ganz außerordentlich gut! Er spuckte dreimal aus und zählte von sieben bis eins zurück — denn er war abergläubisch wie die meisten glücklichen Menschen. Da — alles gelang. Er blühte zurück. Da lag das Haus, in dem sein zukünftiger Schwiegervater wohnte, im gelben Sonnenschein. Wie lieb dieser alte Herr war, mit seinen zottigen, weißen Haaren! Was hatte er selbst denn dargestellt, als er vor nunmehr sechs Monaten es gewagt hatte, bei dem alten Sammler um die Hand seiner Tochter anzuhalten! Gewiß — sein kleiner Antiquitätenladen, den er von seiner Mutter übernommen hatte, war im Zentrum der Stadt gelegen, aber was bedeutete das gegen den Wohlstand dieses alten Mannes. Und wie hatte er mit ihm gesprochen! Ob sein Geschäft erweiterungsfähig sei, hatte er lächelnd gefragt, aber Arthur hatte gefühlt, daß er das nur aus Freundlichkeit getan hatte und daß er zu einer Zusage schon entschlossen gewesen war. Da? Dann werde man es eben erweitern. Man hatte dann auch richtig den Laden vergrößert und seit zwei Monaten etwa konnte er sich zu den besseren Händlern der Stadt zählen, zumal er im Ausland einige ausgezeichnete Objekte erworben hatte.

Das größte Glück war aber, daß Dolly sich für alles interessierte, selbst, als Tochter eines Sammlers, von Bildern und Holzplastiken einiges verstand und ihre Liebe daher in einem sonst seltenen Sinne befestigt war. Eben jetzt, da er von ihr kam, war beschlossen worden, die Hochzeitsreise nach Berlin und Amsterdam zu unternehmen und in diesen Städten den Zusammenschluß mehrerer großer Antiquarats- und Bilderhändler anzubahnen. Morgen also, Sonntag um zehn Uhr vormittags, würde er mit ihr getraut werden.

Ja — jetzt war er sozusagen ein zufriedener Mann. Der junge Arthur nahm den Hut ab und glättete, seiner Gewohnheit gemäß, mit gebogenem Zeigefinger seine straffen braunen Haare. Nicht unverdient, mußte er denken, hatte er sich nicht zehn Jahre lang geplagt! Es gab wahrhaftig noch eine Art von Gerechtigkeit. Nach dem eisigen, trüben Winter — so! ein göttlicher Frühling.



Ich will diesen Holzschnitt haben, eher gehe ich nicht fort!

Herr des Himmels! Wie die Stadt da im gelben, goldenen Lichte des Nachmittags vor seinen Augen lag, das war im Verein mit seiner inneren Fröhlichkeit wahrhaftig Glück. Aus der Region der Kleingärten kam er in die der gepflegten Alleen, wo Villa an Villa gartenumgeben ihr vornehmes Herrschaftsleben führen. In einiger Entfernung sah er, inmitten eines kleinen, verwahrlosten, nun ein wenig komisch hellgrün zerzausten Gartens, mehrere Meter von der Baulinie der Straße abgerückt, ein unscheinbares Haus stehen, dessen Besitzerin er vor wenigen Tagen besucht hatte. Es gehörte einer uralten, sonderbaren Baronin mit Namen Fifi Bonicelli-Quadrini, aus deren regellosen, aber zum Teil wertvollen Sammlungen er einiges hatte erwerben wollen.

Bin ich in diese Straße gelaufen! dachte er und lachte, als ihm einfiel, wie er der alten Märrin jedes Stück stundenlang hatte entlocken müssen. Nur einen sehr alten christlichen Holzschnitt hatte sie nicht verkaufen wollen, hatte bei jedem neuen Angebot freischend abgelehnt, um sich dann wieder überlegend auf- und niederzulegen wie ein ver-

rückter Vogel. Endlich hatte er doch ohne die Rolle abziehen müssen, aber beschlossen, wiederzukommen. Nun hatte ihn der Zufall vor dieses Haus geführt. Es war, wie er rasch feststellte, erst fünf Uhr, er konnte es noch ein letztes Mal versuchen, den schönen Holzschnitt zu erwerben. Er drückte den Klingelknopf; das Gitter öffnete die Haushälterin der Baronin, eine dumm aussehende junge Person, der er seine Karte übergab.

Fifi begrüßte ihn mit einem Papageienfreischn. Sie habe ihn schon durchs Telefonhörer in die Hand — sie habe große Verkauf in diesen Tagen, da wolle sie dem Verkauf einiger Stücke denoch näher treten. Gut, er erneuere sein Angebot auf den Holzschnitt. Nein — furchtbares Kreischen — davon könne nicht die Rede sein. Das hier wolle sie verkaufen. Sie wies auf die abschreckende Bronzefigur eines Landsknechtes in halber Lebensgröße aus den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, die Arbeit einer deutschen „Kunstfabrik“.

Arthur in seiner heiteren Stimmung mußte lachen über die listige Torheit der Alten. Nein — er wolle den Holzschnitt, gar nichts anderes.

Das Habichtsgesicht der Baronin Fifi wurde scharf wie ein Messer. Sie schrie gellend mit ihrer heiseren, aber überlauten Stimme und die faltigen Lider über ihren graublauen Greisenaugen klappten auf und zu. Sie schleppte die Rolle herbei, sagte aber, sie könne sie unmöglich verkaufen, da sie von China nichts verstehe, er sie also übers Ohr hauen werde. Er solle den „Ritter“ nehmen, es sei eine französische Bronze, die sie von ihrer Großmutter Quadrini geerbt habe.

Wie schade, daß Dolly das nicht hören kann, diese Komödie, dachte Arthur und beharrte lachend auf seinem Verlangen, sein Angebot um ein Weniges erhöhen.

Fifi schleuderte die häutigen, mit dicken Ringen bespitzten Finger in die Luft, und schwor zum hundertsten Male, sie werde betrogen, von aller Welt betrogen und hintergangen. Damit stellte sie die Rolle hinter einen mit verstaubtem Kram über und über augen und innen vollgeräumten, mit verschossenem Samt ausgeschlagenen Kasten und rückte den Landsknecht unter die Lampe.

Sehr höflich begann Arthur einige Worte des Abschiedes zu sprechen. Da rief die alte Fifi mit heiserem Schrei die Rolle hinter dem Kasten hervor, rollte sie auf, und verlangte das Doppelte des Angebots. Arthur begann ihr zuzusprechen, sie widersprach laut und aufgeregter, mit den albernsten Gründen. Gewiß sei es ein Unikum, rief sie, und blies wütend eine graue Strähne ihres Haars aus den Augen. Unikum! Er lachte theatralisch; eine sehr häufige Sache sei es, nur er habe einen Käufer für den Schnitt, daher sein wahnwitziges Angebot. Ziehendes Gebüll aus dem mit schwarzen, aber süßen Jähnen besetzten Munde Fisis.

Die kleine Haushälterin öffnete besorgt die Tür, schloß sie aber sofort wieder.

Nun sprach auch Arthur laut; er habe sich den Holzschnitt nun einmal in den Kopf gesetzt, er müsse ihn haben. „Ich will ihn haben, diesen Holzschnitt“, rief er, „ich will ihn haben, eher gehe ich nicht fort.“ Gut, sie wolle ihm entgegenkommen, sie gebe ihn um eine Million billiger, aber er müsse auch den Ritter nehmen. „Sehen Sie sich doch diese seine Arbeit an!“ Herr des Himmels, jetzt konnte man aber doch wütend werden! Nein, er wolle den Mist nicht geschenkt! Er habe seinen Trödelkasten, in drei Getiers Namen, vergehen Sie! Bitte — dann eben nicht! Die Rolle wurde verstedt.

So ging es noch eine halbe Stunde fort mit gellenden Schreien Fisis, Hin- und Herbewegungen über das Parkett, erregtem oder humoristischem Zureden Arthurs. Er rief ihr endlich, in der Tür stehend, ein allerletztes Angebot zu.

Da holte sie ihn winselnd herein, ihre graublauen schillernden Augen klappten, und sie drückte ihm die Rolle in die Hände; das erhaltene Geld umkrallte sie mit Raubvogelsängen und versperzte es in dem abschließenden Samtkasten mit zitternden Fingern.

Dann rief sie ihre Betty. Diese war aber offenbar ausgegangen und kam nicht. Ihre Herrin verfluchte sie bis ins letzte Glied. Höflichstpersönlich öffnete sie dem Besucher die Gartentür. Er empfahl sich lächelnd. Sie begrüßte mit einem lauten Grinsen, dem Reste ehemaliger aristokratischer Gesellschaftlichkeit, die Rolle und sagte: „Die haben Sie wohl um ein Butterbrot bekommen, um ein Butterbrot!“ Und ob er nicht doch den Ritter — Arthur verneinte lachend und ging. Er sah noch, wie die Alte in ihrem häuslichen Pauschalpflaster kopfschüttelnd und murmelnd im Hause verschwand.

Wissend sprang er auf die hintere Plattform einer Straßenbahn, zündete eine Zigarette an — er hatte sich solche mit dem Namen „Dolly“ anfertigen lassen — und fühlte sich glücklicher denn je. Er sah den Platz vor Augen, wo er im Geschäft diesen herrlichen Holzschnitt aufhängen werde. Dolly würde begeistert sein. Er war aber auch zu schön! Ein Städchen rollte er auf und verfolgte entzückt die feinen Linien des Greisenkopfes, der dargestellt war — offenbar ein Schüler des Lao-Tse, wenn er sich nicht täuschte.

Bravo! Das hatte er sein gemacht! War es nicht klüger, daß das Bild nun Menschen erfreute, statt bei der alten Fifi Quadrini hinter einem scheußlichen Stück Möbel zu vermodern? Noch bevor sie zur Bahn fuhren, morgen noch mußte Dolly es sehen, das Wunderwerk! Die würde ihre lieben Augen aufsperrn. Nein — es war wirklich herrlich, wie gut es ihm ging.



Während er sich für die Hochzeitsfeier umzog, traten plötzlich zwei Kriminalbeamte ins Zimmer.

Er begann ein lustiges Gespräch mit dem Schaffner, später auch mit einem kleinen Jungen, der einen elektrischen Apparat trug.

Als er vor seinen Laden kam, war dieser schon geschlossen. Er sah nach der Uhr — richtig, es war Viertel nach sieben geworden. Keiner seiner Angestellten war zu sehen. So schlenderte er — nachdem er die Rolle in seine Wohnung getragen hatte, der Abend war lau und windstill — durch den Park und durch einsame Gassen, pfliff und summite vergnügt. Zuerst war es ein neues amerikanisches Tanzlied, dessen Rhythmus er vor sich hinsang und trillerte, dann der Beginn der fünften Beethoven-Symphonie, später zwei sinnlose Takte heiteren Singlängs, die ihm aber genau wie das vorher Gesungene reiflos seine glückliche und vollkommen zufriedene Stimmung auszubringen schienen. Er spielte mit einem dunkelbraunen, stacheligen Scotch-terrier, der seine Bank umhüpfte, schnitt einem Baby im Kinderwagen lustige Grimassen, bis es zu lachen begann, und ging etwa um acht Uhr in ein Restaurant, um zu speisen.

Dort wusch er sich die Hände, aß mit größtem Genuß ein Roastbeef mit trachtenden Kartoffelschnitten und eine Fruchtcreme, gab dem Kellner ein ungewöhnlich hohes Trinkgeld vor lauter Freude, und spazierte nach Hause.

Auf dem Wege sah er vor einem Lichtspieltheater ein Programm mehrerer amerikanischer Possen angeschlagen, und so ließ er sich eineinhalb Stunden lang, vor Lachen schreiend, von den wüsten und unerwarteten, phantastisch-komischen Erlebnissen der protestanten Leute dort oben erheitern, bei jedem Gelächter bedauernd, daß Dolly nicht neben ihm saß.

Er verließ das Theater nach halb zehn und kam knapp vor zehn Uhr nach Hause. Seine alte Wirtschaftlerin schlief schon. Er versuchte noch die Wirkung seiner Neuerwerbung an einer Stelle gegenüber seinem Bett, und erzwang einen Augenblick lang die Möglichkeit, den Schnitt für sich zu behalten, sperrte die Rolle aber dann gähnend in seinen Kasten, da er die endgültige Entscheidung Dolly überlassen wollte. Dann ging er zu Bett.

Einige Minuten dachte er noch mit einem heißen Gefühl in den Gliedern an den kommenden Tag, dann träumte er etwa eine halbe Stunde lang, umtanzt von lebendigen Rhythmen, von den angenehmsten, entzückendsten und erfreulichsten Dingen, endlich versank er in einen traumlosen und gleichsam weich umhüllenden Schlaf.

Er erwachte um neun Uhr morgens, sprang hastig aus dem Bett und lachte zum

Fenster hinaus, in den wolkenlosen Himmel empor. Wenn Engel heiraten! Er habete, rafferte sich, zog, laut einen Gassenhauer brüllend, das Frackhemd an, knöpfte ohne allzuviel Beschwerde den Kragen an, band die gipsweiße Krawatte, schlüpfte in die weiße Ripsweste, den neuen englischen Frack, zog die neuen Lackschuhe über die neuen Seidensocken und nahm die Frisierkappe von den Haaren, die nun glatt und glänzend an den Kopf gepreßt lagen.

Die Haushälterin brachte das Frühstück, begrüßte ihn in ihrer geschwätzigen Weise, klapperte lächelnd mit ihrem falschen Gebiß und rollte freundlich die himmelblauen Lammساugen. Arthur aß mit Appetit von den Spedeletern und den Butterwecken, trank, während er geröstet der alten Wacha zuhörte, seinen Tee, und nahm zum zwanzigsten Male ihre grinsenden Glückwünsche entgegen.

Da hörte man die Eingangsglocke. Die Wacha schwänzelte hinaus, um zu öffnen. Arthur stand auf, trat ans Fenster, atmete die frische, nach sonnigem Märzel und Frühlingsgrün riechende Luft ein. Er lachte glücklich. Rüdend sagte er zweimal halblaut wie eben früher: „Gut, sehr gut.“ Diesmal aber wollte er wohl seine Stimmung und das Leben im allgemeinen kennzeichnen. Heiß und kraftvoll strömte sein Blut.

Da hörte er laute Männerstimmen, die piepsende der alten Wacha schrillte hinein und Schritte näherten sich der Tür. Es klopfte. „Was ist denn los?“ ruft er erstaunt. „Öffnen Sie“, sagt ein Bass. Er tut es. Zwei Herren treten ein, ein großer, ein kleiner. „Was heißt denn das“, fragt Arthur laut, „hier in mein Zimmer?“ „Polizei!“ brummt der große Herr und steht sich im Zimmer um, einen Blick links, einen rechts — keine Fluchtmöglichkeit. „Sind Sie Arthur Villar?“

Der junge Mann nickt erregt und will sprechen — irgendeine gesellschaftliche Phrase: Wollen die Herren nicht Platz nehmen? Da fragt der kleinere Beamte mit medernder hoher Stimme:

„Wo waren Sie gestern von etwa fünf bis sieben Uhr?“

„Was sind das für lächerliche Fragen?“ ruft Arthur kopfschüttelnd, „soll ich vielleicht silberne Löffel gestohlen haben bei der alten Donicetti?“

Die beiden Herren blickten einander sekundenlang an. „Sie sind bringend verdächtig, Frau Fernanda Bonicelli-Quadrini gestern abend ermordet zu haben“, sagte der Bass und griff irgendwie verlegen an den Rockaufschlag.

Arthur schüttelte noch immer den Kopf hin und her, es war nur mehr eine unbewusste Bewegung. Sein Gesicht war weiß wie sein Frackhemd, gipsweiß. „Ich“, sagte er, ein gesellschaftliches, nun unheimlich starres Lächeln festhaltend — „Ich? Das ist nicht gut möglich. Warum sollte ich...?“ Diese Frage schon war so grauenvoll, daß er verstummte.

In diesem Augenblick fühlte er sich hilflos, ohnmächtig diesen beiden Männern ausgeliefert. Er hörte in furchtbarster Verwirrung, daß man ihn verhaftete, vernahm einige Einzelheiten des Mordes und versuchte immer wieder in gesellschaftlichem Gesprächston etwas einzuwenden, etwa: „Das ist doch absurd, warum sollte ich am Tage vor meiner Hochzeit...?“ oder: „Ich bitte Sie, meine Herren, der gesunde Menschenverstand muß ihnen doch sagen...“ Er sah die Beamten unbewegt seine Kästen durchsuchen, überall Siegel anlegen, hörte die Wacha, auf sie einreden, und verstand von allem nur eins: Hier gab es ein wahnsinniges Mißverständnis, das sich auf der Polizei auflären mußte.

„Rasch auf die Polizei“, sagte er, „dort muß ich ja alles auflären, meine Herren.“ Erschauernd beobachtete er wieder einen wechselseitigen Blick, der zu sagen schien: Nicht übel gespielt — kennen wir.

Vor dem Haustor stand der Portier — sonst niemand. Eine Köchin aus dem Parterre trat eben zu ihm, als Arthur mit den Polizeibeamten in ein Automobil stieg. Er sah, wie sie sich neugierig zu dem blassen Manne neigte — in zehn Minuten würde das Haus wissen, daß den Bräutigam die Polizei geholt hatte. Er fühlte etwas in seiner Brust sich zusammenkrampfen. Grauen lag schleimig-widrig in der Kehle empor.

Schluf: logt.



Anita, die Pantherkatze

Von Edda Bornschmidt

Es war in einem kleinen Hotel in Nevada, wo ich mich eine Nacht aufhalten mußte.

Im kleinen, verwahrlosten Barraum saßen bei trübem, räucherigem Licht ein paar jener ausgeprägten Typen des inneren Landes im Westen, deren es auch heute noch unzählige in den Staaten gibt. Man schien mein Eintreten kaum bemerkt zu haben.

Der bleiche, lodenhäuptige Dompteur nickte und fuhr im trüben Fluß seiner Unterhaltung fort:

„Ja gewiß, es war unvorsichtig von diesem Mann, das Tier frei umherlaufen zu lassen. Die Kasse ist nun einmal viel feinfühligere als zum Beispiel ein Hund.“

Das, was Sie eben „nur schelnbar harmlos“ nannten, ist meist nichts anderes als Scham oder Enttäuschung oder ein Stöcherlektüföhlen.

Ein einziges Mal bin ich an der Offenherzigkeit des Raubtieres irre geworden, und das kam so:

Vor Jahren befam ich in meine gemischte Gruppe eine junge schwarze Pantherin. Wir hatten das Tier aus der Konfuziusschule einer Tierhandlung übernommen, die Direktion wollte es nicht behalten. Wer nahe an ihren Wagen trat, den schaute sie minutenlang an.

Ich fand bald heraus, daß das, was die Kollegen für hinterhältiges Lauern hielten, nur die ständige übernervöse Reaktion auf die vielen Einbrüche, namentlich Geräusche des lauten Zirkuslebens war.

Ich brachte das Tier in eine abgelegene Ecke des Zeltes und fütterte es stets allein. Bald hatte ich heraus, daß es nur ein alltägliches Geräusch oder eine kleine Bewegung war, was das Tier unberechenbar aufregte.

An Arbeit in der Manege bei den vielen Geräuschen und Ablenkungen des Zirkuslebens war nicht zu denken, und so verfiel ich darauf, meine Übungen nachts abzuhalten. Allein schon die einheitliche Beleuchtung wirkte wahre Wunder. Trotzdem schienen nach wie vor äußerste Aufmerksamkeit am Platze. War Anita auch bei der Fütterung schon lange nicht mehr zornig gewesen, so wurde sie hier doch zuweilen von einigen meiner älteren „Ensemblemitglieder“, namentlich einem temperamentvollen Bären jüngsten Semesters gegendt. Ich mußte feststellen, daß sie bei jeder Übung nur auf eine Gelegenheit wartete, auszubringen und sich an der Wand der Manege entlang in meinen Rücken zu schleichen.

Dabei lag etwas für mich Unklares in den gelbblitzenden Sehern des Tieres, das ich nicht deuten konnte. Darum hatte ich eigentlich ein schlechtes Gewissen gegen Anita. Und ich wußte nicht: Spürte das Tier meine Unsicherheit, und reizte ich es dadurch zum Angriff?

Jedenfalls konnte ich aber nach einem halben Jahr mit Anita zufrieden sein.

Da tauchte eines Tages — wir lagen in einer kongreßpolnischen Provinzstadt — ein persischer Jongleur auf, der früher der Mann meiner Frau gewesen war. Ein brutaler Mensch, vor dem sie sich jederzeit zu mir geflüchtet hatte. Ich hatte damals auf seiner sofortigen Entlassung bestanden.

Ich hatte den Perser schon fast wieder vergessen, bis ich an jenem unheimlichen Abend das bekannte Gesicht plötzlich im Publikum gewahrte.

Und dann kam jene sonderbare Nacht.

Es regnete in Strömen, als ich an meinen Wagen kam. Zudem war es so dunkel, daß ich meine Hand nicht vor Augen sehen konnte. Um 11 Uhr machte ich mir Tee und wollte dann meine Nachtlung haben,

Verlangt nicht zu viel

Zwischen lebenden Menschen sollte unelingschränktes Vertrauen herrschen. Das wäre ideal, aber es ist praktisch nicht immer durchführbar, da in jedem von uns Schwankungen, Eitelkeiten und Hemmungen vorhanden sind, die uns manches verschweigen lassen, das dem anderen gesagt werden könnte.

Es ist auch gar nicht wichtig, daß jeder kleinste Vorgang im Leben des anderen den Weg zu uns findet, es ist unendlich viel mehr, wenn ein Mensch in großen Dingen aufrichtig zu uns ist und ein Vertrauensverhältnis zu uns hat.

Ein gelegentliches Ausweichen auf eine Frage oder die Erfahrung, daß uns etwas verschwiegen wurde, sind nicht schlimm, und haben weder mit der Liebe noch mit dem Vertrauen etwas zu tun. Wenn wir ehrlich sind, werden wir einsehen, daß wir keine Ausnahme bilden, daß es auch bei uns Dinge gibt, die nicht — oder etwas nach Wunsch gefärbt — gesagt werden. Es ist ja so verständig und natürlich, daß man, gerade wenn man liebt, den anderen mit Dingen verschonen möchte, die die eigene Person nicht in einem guten Licht erscheinen lassen. Darum: verlangt nicht zu viel Vertrauen!

Ein wenig Höflichkeit

Beim Vorstellen von Menschen erlebt man immer wieder die komischsten Sachen. Dabei ist es wirklich so einfach. Erste Regel ist, daß stets der Jüngere oder irgendwie Unbedeutendere zuerst vorgestellt wird. Das heißt, sein Name wird zuerst genannt. Ebenso wird stets, wenn ein Herr und eine Dame bekannt gemacht werden, der Herr zuerst vorgestellt. Verheiratete Frauen stehen niemals auf bei einer Vorstellung, auch nicht bei älteren oder gleichaltrigen Damen. Ausnahmefälle muß das natürliche Gefühl regeln, z. B. wenn eine achtzehnjährige junge Frau einer alten Dame vorgestellt wird, sollte sie aufstehen.

Kleine Geschenke sind Höflichkeit und erhalten die Freundschaft. Mit ein bißchen Liebe und Verständnis könnten wir alle viel mehr Freude in das Leben unserer Mitmenschen streuen. Nicht der Geldpunkt, sondern der gute Wille ist hier ausschlaggebend.

Meine Frau war von einer ungekannten Angstlichkeit und wollte mich überreden, die Übung abzusagen, was sie noch nie getan hatte. Ich ließ mich aber nicht einschüchtern, trat in



Von Frauen — für Frauen

Die Hausfrau

Schränke und Schiebladen

Die gutausgeräumten Schiebladen sind der Stolz mancher Hausfrau, und doch kommt gelegentlich der Augenblick, wo man etwas vermisst. Man weiß nicht, ob es verlorengegangen ist, ob es verlegt wurde, man ist fest überzeugt, es an seinen Platz gelegt zu haben, aber es ist nicht zu finden. Diesen Klagernissen geht man aus dem Wege, wenn man sich einmal die Mühe macht und in alle Schränke und Schiebladen ein Inhaltsverzeichnis stellt. Es ist eine Arbeit von einigen Stunden, die sich reichlich bezahlt macht. Gleichzeitig erreicht man dadurch auch, wenn man Personal im Hause hat, daß die Ausrede, das war zu meiner Zeit schon nicht mehr vorhanden, nicht als Entschuldigung dienen kann, wenn etwas fehlt.

Ein enger Hut verursacht oft die empfindlichsten Schmerzen an den Ohrenerven. Anfangs merkt man gar nichts. Erst wenn man ihn längere Zeit auf dem Kopf hat, setzt der Schmerz mit voller Heftigkeit ein. Es hilft im Augenblick, den Hut vom Kopf zu nehmen.

Man verzichte lieber auf alles, was man gerade unternehmen wollte, wenn die Situation nicht erlaubt, daß man eine Weile ohne Kopfbedeckung sein kann. Da der Schmerz sich steigert, hätte man doch keine Freude. Für die Zukunft muß der Hutkopf um mindestens 1 Zentimeter weiter gemacht werden.

Die Köchin spricht

Eier in Gelee

Man legt pfämenweich gekochte Eier in Hälften geschnitten, mit der Schnittfläche nach unten in eine Ringform und übergibt sie mit einem zarten Fleischgelee. Nach dem Erstarren schüttet man sie aus der Form und füllt in die Mitte irgendeinen pikanten Salat.

den dichten Regen hinaus und holte meine vierbeinigen Mitarbeiter.

Als ich gerade das Licht ausgedreht hatte, hörte ich von der entgegengesetzten Seite des Zeltes eine Stimme; es schien ein Hilferuf zu sein. Aber es war im dichten Regen unmöglich, die Entfernung zu bestimmen.

Ich schloß die kleine Tür aus der Manege auf, trat an die Sperrleheran, ließ aber das Licht ausgeschaltet, da ich in die dunkle Nacht hinaus doch nicht hätte sehen können.

Als ich mich gerade umwenden und zurücktaffen wollte, hörte ich aus der Richtung des Tierzeltes einen unterdrückten Schrei, vermischt mit unangenehm scharfen Geräuschen. Blühartig tauchte mir der Gedanke auf, daß man mich von meinem Wagen fortlocken wollte. Ich tastete mich, so schnell es ging, am Gitter zur kleinen Tür auf der anderen Seite zurück und schloß ab. Dann ging ich durch den Raubtiergang auf dem schnellsten Wege zu meiner Frau.

Als ich jedoch noch keine zwanzig Schritte aus dem Hauptzelt gemacht hatte, wurde ich von einem Gefühl des Entsetzens schockartig gelähmt. Wenige Meter vor

Rebhühner mit Vinsen

Vinsen werden sehr sauber gewaschen und weich gekocht. Wenn sie gar sind, gleißt man das Wasser ab, tut etwas Butter und kleingeschnittene Zwiebeln in einen Topf und läßt die Vinsen darin dünsten. In der Zwischenzeit werden zwei Rebhühner, die man am Tage vorher in Milch gelegt hat, weich gedämpft, die Soße wird mit etwas Wein, Zitronensaft, Speck und Zwiebeln pikant abgeschmeckt und zwischen die Vinsen gerührt. Man richtet die Rebhühner bergartig an und füllt die Vinsen im Kranz herum.

Leber auf italienische Art

Sehr dünn geschnittene Schichten Hammel- oder Rinderleber wälzt man in Mehl und läßt sie am besten in einem irdenen Gefäß mit gutem Olivenöl, einigen Zwiebeln, Zitronenscheiben, Pfefferkörnern, Salz und ein wenig Fleischbrühe festgedeckt bei kleiner Flamme schmoren. Die Leber ist fertig, wenn kein Blut mehr hervortritt. Man richtet sie in der bündig gekochten Soße an und gibt zum Schluß feingehackte Kräuter daran.

Für Sie, gnädige Frau —



Fünf kleine Leute stellen sich Ihnen in ihren neuen Schul- und Spielkleidchen vor und beweisen, daß all diese Kleider, die Sie, gnädige Frau, sicher selbst schneiden können, — reizend aussehen. Wolkmuffel, Waschpopeline, feingemustertes Tuch und Samt sind das Material dieser Kindermodelle für den Herbst. — Für den fünfjährigen Herrn das lange, karierte Jäckchen mit weißem Vesteck, trägerähnlichen Pansen und schwarzem Höschen, — für die Spielgefährtin ein lockes, seitlich getrautes Hängerkleidchen mit winzigem Faltenrock. Das

Schulkleid aus gemustertem Wollstoff mit dem weißen auswechselbaren Blüschchen und breiter Kragenkante, und das kurzärmelige Muffelkleidchen mit bogig geschnittener Kragenpasse sind für die 7- bis 10-jährigen erdacht, während die 12- bis 14-jährige schon ganz damenhaft ein Emoltingkostüm aus schwarzem Samt mit tief eingelegetem Faltenrock und heller, hochgeschlossener Bluse trägt.

Bekommen Sie, gnädige Frau, nicht ordentlich Lust, Ihre Schneiderkünfte zu erproben?

mir, dicht über dem Boden, glommen zwei grüne Punkte, die sich langsam und lautlos näherschoßen. Es war klar, daß es die Seher einer Kasse waren.

Mit verhaltenem Atem überlegte ich, wie ich das Tier anrufen könnte, ohne es zu erschrecken. Unmerklich kam es auf mich zugeföhren und begann schließlich dabei leise zu mauzen.

Ich trage nie eine Waffe in der Manege, weil das Gefühl, das sich dann ergibt, die Tiere ungünstig zu beeinflussen scheint; mein Assistent aber war längst fortgegangen.

So wußte ich nur, daß ich keinesfalls zurückgehen durfte.

Endlose Sekunden erstarrten Ueberlegens — dann plötzlich schoß das Tier vor, ich lehnte mich mit einer Schulter verzweifelt ans Gitter, und schon spürte ich Anitas Vorderläufe auf meinem Oberkörper. Im nächsten Moment fahnen die breiten, grünen Lichter empor. Ein heißer Atem schlägt mir gegen das Gesicht.

Anita leckt mich! Vor Ueber-raschung hätte ich leicht beinahe den Halt verloren.

Anita springt an mir hoch mit ihren 52 Kilo, als wäre sie eine kleine Hauskatze. — — —

Langsam locke ich dann das

Tier hinter mir her in die Manege, zwänge mich durch die kleine Tür hinaus und mache Licht. Dann gehe ich außen zurück, um zu sehen, was den Käfig Anitas geöffnet haben kann. Sie folgte mir, vertraut mauzend, innen im Gang.

Anita bleibt mich zärtlich an und springt an den Wänden hoch. Da sehe ich plötzlich an ihren Vorderläufen Blutspitzer.

An der nächsten Gangede erwartet mich ein grauenhafter Anblick. An den Kleiderseilen erkenne ich den Perser. Er mußte den schweren Eisentriegel von Anitas Tür gelöst haben und dabei dem Ganggitter zu nahe gekommen sein. Vielleicht mochte auch Anita den Käfig nicht gutwillig verlassen haben.

Zwei Tage später las ich in Los Angeles eine Zeitungsnotiz. Sie berichtete von dem Tode eines Dompteurs und schloß mit den Worten: „Der Mann hatte sich zwischen den Wagen geirrt, war bei der Kasse ausgeglitten und im Fallen gegen das Gitter eines schwarzen Panthers geschlagen. Die Kasse hatte ihm mit einem einzigen Schläge das halbe Gesicht mit der Nase und einem Auge zerföhrt.“ — — —

Anita hatte sich erschrocken...

Sonntag der Jugend

Riesen der Steppe kämpfen

Wintern liegt die Luft auf der von dornigen Mimosen eingesahten Wüste; mit unerbittlicher Glut brennt die afrikanische Sonne das kurze Steppengras, das von keinem Luftzug bewegt, wie ein undurchdringlicher Teppich die leichten Bodenwellen deckt. Nichts rührt sich. Auch das riesige Nashorn scheint wie aus graufarbenem Stein gemeißelt, nur ab und zu bewegen sich die kurzen Ohren, um die lästigen Quälgeister zu schenken, die stechfliegen, die mit tausendfachem Geklumme immer wieder einen Ruhepunkt auf seinem Körper zu finden versuchen. Jetzt wendet es langsam das mächtige Haupt und stellt die Lauscher senkrecht. Das kleine böse Auge sucht die Umgebung ab, der mächtige Nashornbulle wittert den Feind.

stürmenden Gegners durch einen Seitensprung pariert, schon hat das vorbeigestürmte Nashorn kurz halt gemacht, erneut stehen sich die Kämpfer gegenüber. In sinnloser Wut schaukeln die mächtigen Köpfe wiegend hin und her, tiefe Furchen reißt das Horn in den Boden, Steine, Sand, Grasbüschel fliegen in totem Wirbel durch die Luft, das dumpfe Grollen ist in ein wütendes Blasen und Welfen übergegangen, der kleine stumpfe Schwanz steht senkrecht in die Höhe, die Gegner springen von einer Seite zur anderen. Jetzt stürmen sie wieder gegeneinander. Im Kreise geht der rasende Lauf, der die Erde erdröhnen läßt, jeder versucht dem andern das große Horn in die Flanke zu rennen. Krachend treffen



Aus dem gegenüberliegenden Dickschleibt sich eine graue Masse und tritt mit langsamem, sicherem Schritt auf die Lichtung, ein tiefes Schnaufen verrät, daß die Gegner sich entdeckt haben und beobachten. Schritt für Schritt nähert sich das zweite Nashorn; nun trennt nur noch ein Zwischenraum von etwa vierzig Metern die beiden Rivalen, während im Hintergrunde die Nashornkuh, die Begleiterin des zweiten Bullen, erscheint. Jetzt stehen sie sich unbeweglich gegenüber, nur ein dumpfes Grollen verrät die aufsteigende Wut der wehrhaften Kämpfer.

Plötzlich bricht das Gewitter los. Den Kopf gesenkt, mit der ganzen Länge des Horns die Erde aufreißend, nimmt der erste Koloß den Gegner an.

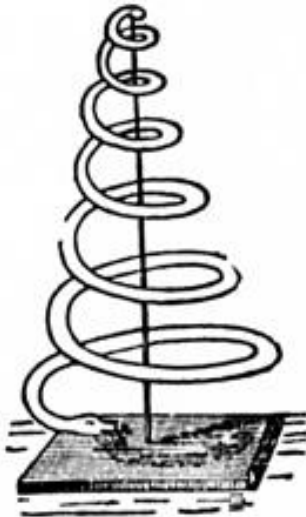
Doch auch der zweite ist auf der Hut. In blitzschneller Wendung, die dem schwerfälligen Tiere kaum zugutauen ist, ist der Angriff des in rasendem Galopp an-

fen die massigen Leiber im Anprall aufeinander, schnaufen, heulen, grunzen, stampfen, wie zwei Riesenteufel fahren die Dickhäuter immer wieder aufeinander los.

Nun ist es dem einen gelungen, dem Gegner die spitze Waffe in die Seite zu rennen. Kopfübertrudelt der Getroffene in den Sand, schon ist er wieder auf den Beinen und wendet sich gegen einen neuen Ansturm. Doch zu spät. Wieder trifft ein wuchtiger Stoß des rasenden Gegners, aufheulend sinkt der kleinere der Kämpfer auf die Seite um nicht wieder aufzustehen. Blutunterlaufenen Auges steht abwartend der Sieger, bereit dem Ueberwundenen den Rest zu geben, doch das Ende ist da, stöhnend sinkt der Kopf des Totwunden zurück, während der Sieger an der Seite der Ruh im Mimosen Dickicht untertaucht.

Im blauen Aether zieht der erste Geier seine Kreise.

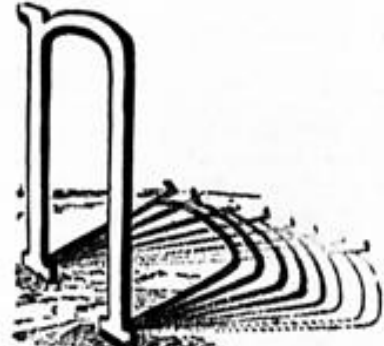
Die tanzende Schlange



Aus einem Kartenblatt schneidet man zunächst eine kreisrunde Scheibe, und führe dann die Schere schraubenförmig immer im gleichen Abstand bis dicht an den Mittelpunkt heran. Auf diese Weise schneidet man eine Papierspirale, deren Mittelpunkt man ein knickt, so daß eine kleine



Diese geometrische Figur kann in einem Zuge gezeichnet werden. Wer hat so viel Geduld, daß er das kleine Kunststück fertigbringt?



unvollständig

Höhlung entsteht. Am anderen Ende schneidet man einen Schlängenkopf, den man entsprechend anmalt. Nun steckt man eine Stricknadel in ein Holzbrettchen und hängt die Spirale an deren Spitze

so auf, wie unsere Abbildung das zeigt. Stellt man nun das kleine Kunstwerk auf eine warme Herdplatte oder auch neben sie, so wird die Schlange anfangen, sich von selbst herumzudrehen.

Im WALD und auf der HEIDEN

Die Todfeinde unserer Vogelwelt

Trotz staatlichen Vogelschutzes bleibt es Tatsache, daß das Heer unserer nützlichen Sänger in ständiger starker Abnahme begriffen ist. Umgekehrt drohen uns die schädlichen Insekten förmlich aufzufressen. Es ist höchste Zeit, den Ursachen nachzugehen und mit allen Mitteln Abhilfe zu schaffen. Man weiß, daß unsere Zugvögel in fernen Ländern viel zu leiden haben. Daran ist kaum etwas zu ändern. Könnte z. B. Italien schon früher in Freundschaft nicht zur Annahme des Vogelschutzes bewogen werden, so gelingt das wohl jetzt erst recht nicht. Aber auch unsere übrigen Singvögel, die nie in fremde Länder kommen, nehmen rasch ab. Die Ursachen müssen daher bei uns liegen. Nur wenig ist es bei der Allgemeinheit bekannt, daß aus der eigenen Gattung der nützlichen Sänger die größten Feinde entstanden sind: Häher, Elster, Krähe und Würger. Die natürlichen Feinde dieser vier Arten sind sehr selten und dem Aussterben nahe (Habicht, Falke). Unsere heutige Jägerei kehrt sich selten an die Räuber: Teils ist vielen Jägern die große Schädlichkeit der genannten vier Räuber nicht bekannt, teils fürchten sie, irgendein echtes Wild zu vergrämen oder gar den teuren Preis der Patronen. Während Elster und Krähe mehr in Flur und an Waldrändern anzutreffen sind, ist der Häher überall, im kleinsten Park, im tiefsten Walde. Von früh bis spät geht sein Raubzug; kein Nest der Frel- oder Halbhöhlenbrüter, sei es auf dem Boden oder im höchsten Wipfel, entgeht seinem scharfen Auge. Eier und Junge in allen Größen verschlingt er oder trägt die Beute seinem Jungpater zu. Bis unter die Fenster bewohnter Häuser geht sein Raubzug. Glaubt jemand im Ernst, daß noch ein besetztes Nest in Flur und Wald zu finden ist, wenn die ionst so schuen Häher bis zu den

menschlichen Wohnungen kommen? Lautlos kommen diese Mörder und unbarmherzig! Lebend wird der Leib des kleineren Vogels ausgegriffen und die Eingeweide verschlungen!

Ist unter den vielen Spaziergängern in Wald und Flur niemand, der die Hilferufe unserer Singvögel versteht und so die wahren Räuber entdeckt? Die Sache ist doch so einfach:

Der Buchfink, dieser nützliche Vogel für den Obstzüchter, verrät alles. Wer das „Dred, dred!“ des Männchens und das rasch aufeinander folgende „fink, tink, tink!“ des Weibchens hört, eile schnell hinzu. Ich bin überzeugt, daß er während der Brutzeit in 90 von 100 Fällen den Häher auf seinem Raubzuge antrifft. Nach meiner jahrelangen Beobachtung weiß ich, daß ein Häherpaar in der Brutzeit Hunderte unserer kleinen Sänger (einschließlich der Eier) vertilgt, und dabei erreicht das Geschlecht beinahe Greisenalter. Der Verlust durch diese Räuber geht jährlich in die Hunderttausende, vielleicht Millionen. Darum Kampf diesen Mördern! Nur keine Humanitätsduselei! Die Häher sind übrigens viel zu schlau, um sich ausrotten zu lassen. Staat, Regierung und Jägervereine müssen mit allen Mitteln die Vertilgung der Räuber anstreben. Forst- und Landwirtschaft und noch viel mehr unsere kleinen Sänger werden ihnen danken.

entwickelt sind, um ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, sondern um den Augapfel zu reinigen, der in dem schlammigen Wasser vielfach mit Schmutz in Berührung gerät, der ohne Entfernung den Augen schaden würde.

Die Augen des Krokodils tränen daher häufig, wenn es mit seinen hochgeklappten Augenbedeckeln die verstümmelten Teile irgendeines unglücklichen Opfers verschlingt, dann kann man sich wirklich keine bessere Verleörperung einer wermütigen Heuchelei vorstellen

Die Arbeit der Bienen

Der Chemiker Alexander Mitschkin hat berechnet, daß ungefähr 125 Kleeblüten ein Gramm Zucker geben. Da nun jede Blüte aus etwa 60 Blumentelchen besteht, so müssen 125.000 mal 60 oder 7.500.000 Blumentelche ausgebeutet werden, um ein Kilo Zucker zu erhalten. Der Honig enthält 75 Prozent Zucker, daher ein Kilo Honig das Produkt von 5.000.000 Blumentelchen ist; man ersieht hieraus, welche unendliche Zahl von Blumen die Bienen ausbeuten müssen, um einen Bienenstock mit Honig zu füllen.

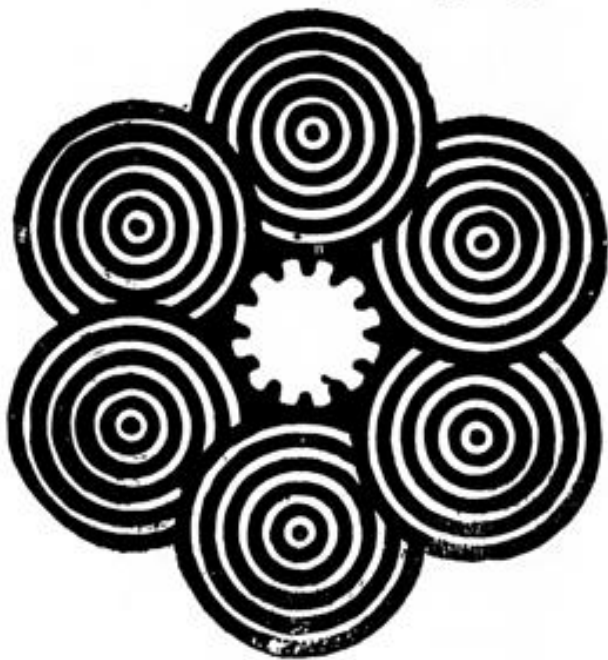
Luftiges

Aus Versehen hat ein Treiber bei einer Treibjagd, die der Mandarin veranstaltet hatte, einen Pfeilschuß erhalten. Der vom Herrn herbeigerufene Chirurg nahm eine große Schere und schnitt kurz entschlossen den tiefliegenden Pfeilschuß glatt über der Haut ab, dann machte er seine Verbeugung und forderte sein Honorar.

Auf die Vorhaltung, daß die Pfeilspitze noch im Fleisch stecke, sagte er:

„Das ist nicht meine Angelegenheit, ich bin Spezialist für äußere Krankheiten, um die Pfeilspitze zu beseitigen holt nur einen Spezialisten für innere Krankheiten.“

Eine merkwürdige Täuschung



Von allen sogenannten optischen Täuschungen ist diese eine der merkwürdigsten. Man braucht nur die ganze Figur mit der Hand in drehende Bewegungen zu versetzen, und es wird so aus-

selbst herumdrehen und zwar in dem gleichen Sinne, wie die Hand die drehende Bewegung ausführt. Besonders eindrucksvoll ist die Täuschung, wenn man nicht die Figur selbst anschaut, sondern einen benachbarten Punkt.



Weinen die Krokodile wirklich?

Jeder Mensch kennt und benützt die Lebensart von den Krokodilen, und nur die wenigsten wissen, ob diese Reptilien wirklich in der physiologischen Lage sind, Tränen zu vergießen.

Der englische Zoologe Boulenger hat nun die Frage zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht. — Die Krokodile haben, wie alle Echtenarten, sehr entwickelte Tränenröhren, die aber natürlich nicht dazu so stark

Es geht um ein Menschenleben

Erlebnisse des Reporters Karl Ey

(7. Fortsetzung.)

Inhalt der bisher erschienenen Fortsetzungen.

Auf seiner Suche nach dem verschwundenen Großbrauer Berger, auf dessen Auffindung seine Zeitung eine Belohnung ausgesetzt hat, ist der Reporter Ey den Spuren der Tochter bis in die entlegene Russen-Siedlung der Doukhobors, einer Sekte, gefolgt und findet das Mädchen auf der Station Bulls Landing, wo beide irrtümlich den Zug verlassen haben. Sie beschließen, die 3 Stunden entfernte Station Chiroko zu Fuß zu erreichen. Sie werden von den Doukhobors überfallen und durch den Sergeant Schröder aus den Händen der Fanatiker befreit. Nach gelungener Flucht verschwindet Loreley Berger wiederum spurlos. Ey wird eines Mordes verdächtigt. Er erhält die Belohnung für Ermittlung des Mörders und beginnt ein Tauschgeschäft bei den Indianern.

Das übrige Entgegenkommen mußte ich mit 230 Dollar bezahlen, nachdem ich seinen Vorschlag, den Kredit zu treiben und den Gewinn mit ihm zu teilen, abgelehnt hatte.

Ein ziemlich befahrtes Boot mit einem asthmatischen Außenbordmotor konnte ich für wenige Dollars von einem Westbisherer erstehen. Es war geräumig genug, um meine Waren und eigenen Gebrauchsartikel für den Winter zu fassen. Die Fahrt würde in Etappen einige Tage dauern und ich brauchte deshalb einen hübschen Vorrat Benzin.

Cadeau und Mrs. Bryan waren die einzigen, die mich am frühen Morgen an den Fluß begleiteten. Der Französisch-Kanadier sagte noch:

„Gib acht auf das Boot, auch im Winter. Sonst ist im Frühjahr die Rückkehr beschwerlich.“

Er gab mir auch noch einen Plan mit, in welchen er die Etappen meiner Reise eingeschrieben hatte.

Mrs. Bryan gab mir ihren langatmigen irischen Segen, ein dickes Paket mit Butterbrot und einen mütterlichen Druck gegen ihren umfangreichen Busen.

Dann stieg ich ein, riß den Anlasser herum. Der Motor hustete, stotterte und sprach.

Ein Winken und die kleine Siedlung war hinter den mächtigen Bäumen verschwunden.

Ein Lagerfeuer.

Zwei Tage lang war ich genau der Karte des Monsieur Cadeau gefolgt. Bald war es ein bestimmtes Feld, bald eine Lichtung, bald eine Insel, deren Form unverkennbar war, die es mir sagten, daß die Karte stimmte, ich die richtigen Ruheplätze gewählt hatte und mich auf dem rechten Wege befand.

Zweimal hatte ich in einer weiten Entfernung vor mir eine dünne Rauchwolke aufsteigen sehen, die nur von einem Lagerfeuer kommen konnte, aber immer war die Entfernung zu weit, um den Versuch machen zu können, das Feuer zu erreichen. Ich hatte natürlich keine Ahnung, wer es sein könnte, der scheinbar den selben Weg wie ich hatte, aber ich vermutete Indianer. Das war mir durchaus nicht unangenehm, denn ich dachte bereits mit einiger Sorge daran, daß die Athabasken vielleicht tageweit von meiner projektierten Hundeshütte ihre Zelte aufgeschlagen hatten und mit einem Verdienst dann nicht mehr zu rechnen war sondern nur mit einem Winter schauerlichster Einsamkeit.

Dabei empfand ich ein gewisses Bedauern, nicht den Indianerjungen mitgenommen zu haben, der mir in Fort Sheridan seine Dienste für die lächerliche Summe von 5 Dollar im Monat angeboten hatte. Allerdings wäre die Proviantierung für zwei Menschen durch sieben Monate hindurch nicht nur als Ausgabe, sondern auch als Beförderung problem schwieriger gewesen.

mein vorläufiges Domizil aufschlagen wollte. Es war jetzt hoher Nachmittag, aber ich hatte jeden Tag lange vor der Dämmerung mein Lager aufgeschlagen, da ich immer mit dem ersten Morgengrauen die Reise fortsetzte. Mit abgestelltem Motor ließ ich mein Boot mit der leichten Strömung treiben, als ich auf einmal

Mein Boot leuchtete jetzt durch einen der vielen Seen, die sich im Flußlauf gebildet hatten. Der Motor verbrauchte bemerkenswert wenig Brennstoff und das hatte mich veranlaßt, meine Kräfte zu schonen und die Paddeln bislang noch gar nicht zu gebrauchen.

Wenige Kilometer vor mir tauchte jetzt eine Insel auf, die wie eine kurze dicke Schlange geformt war und am rechten Ufer einen zackigen Felsen aufwies. Das war nach Cadeaus ungefügter Kartenzzeichnung mein letzter Rastplatz, ehe ich morgen Abend die Hütte erreichen mußte, wo ich

aussuhr. Gerade bei dem Felsen, wo mein Lager errichtet werden sollte, schien auch der mysteriöse Jemand zu kampieren, dessen Lagerfeuer ich schon häufig beobachtet hatte. Eine dünne Rauchfahne stieg fenzengrade in die Luft. Und jetzt sah das ungewöhnliche Glatern von Flammen.

„Hooting Wetikoo.“

Ueber diese Entdeckung hatte ich eine andere Erscheinung fast übersehen, auf die ich erst aufmerksam wurde, als jetzt die Flammen des Lagerfeuers in erstaunlicher Stärke hervortraten. Die Natur bereitete eine ihrer überwältigend großartigen Schaulustungen vor. Fast unmerklich hatte sich eine trante, fahle Dämmerung über den See



Mit vereinten Kräften schleppten wir das Boot an Land

gehenkt, und als ich aufblickte, sah ich den Himmel grau-violett und so tief über den See hängen, daß man ihn beinahe mit den Händen hätte greifen können. Gleichzeitig spürte ich mit einem Erschauern, daß die Natur tot und leblos geworden war. Das Springen der Fische, das Knaden im Gebüsch des Ufers von geliederten und bepelzten Tieren, das sonst dem Nordlandwanderer selbst in der größten Einsamkeit ein Gefühl von Kameradschaft übermittelte, hatte plötzlich aufgehört, der See spiegel lag reglos und schwer wie Blei, es schien, als ob die Natur den Atem anhielte, um etwas Furchtbares aber Unabänderliches zu erwarten.

In diesem Augenblick fiel mir mit einem so starken Furchtgefühl, daß meine Kopfhaut schmerzte, die größten Einsamkeit ein Gefühl von Kameradschaft übermittelte, hatte plötzlich aufgehört, der See spiegel lag reglos und schwer wie Blei, es schien, als ob die Natur den Atem anhielte, um etwas Furchtbares aber Unabänderliches zu erwarten.

In diesem Augenblick fiel mir mit einem so starken Furchtgefühl, daß meine Kopfhaut schmerzte, die größten Einsamkeit ein Gefühl von Kameradschaft übermittelte, hatte plötzlich aufgehört, der See spiegel lag reglos und schwer wie Blei, es schien, als ob die Natur den Atem anhielte, um etwas Furchtbares aber Unabänderliches zu erwarten.

Warnung Cadeaus vor dem „Hooting Wetikoo“, dem unwiderstehlichen Stedentornado der Nordwälder ein.

Mit einem Griff hatte ich den Motor wieder angelurbelt und das Boot quälte sich mühsam durch das bleierne Wasser nach der Landungsstelle hin, gerade so, als ob das Wasser sich mit gespenstischen Quallenfüßen an dem Bootsleib festklammerte.

An der Landungsstelle trat mir mit einer entsetzten Hast ein Mann entgegen, dessen Form ich jetzt in der fast völligen unnatürlichen Dunkelheit, kaum erkennen konnte.

Mit kräftigen Händen packte er mein Boot, rief mit einer laut wie Donner in der unheimlichen Stille der Natur klingenden Stimme ins Ohr: „Nicht eine Sekunde zu verlieren. Raus und angepackt. Und dann in die Höhle bis die Höhle vorüber ist“, worauf es uns beiden gelang, das schwere Boot auf das flache Ufer und unter einen schützenden Felsvorsprung zu ziehen.

Der Unbekannte ergriff mich darauf am Arm und zog mich fast gewaltsam in eine etwas höher gelegene Höhle.

Es war wirklich keine Sekunde zu vertrödeln gewesen. Der Indigohimmel hatte sich zu einem giftigen Schieferblau verfärbt, aus welchem verräuchte lautlose elektrisierende Funken kopflos hervor schoßen. Dann kam ein furchtbarer Donnererschlag, begleitet von einem höllischen, haarsträubenden Säusen in der Atmosphäre. Dann trachender Donner auf Donner, so daß der eine Donnererschlag noch in den Ohren dröhnte, wenn der nächste bereits von dem Krachen des folgenden überbrüllt wurde. Hunderte Blitze zuckten gleichzeitig auf... Es war völlig unmöglich zu sprechen, selbst das Denken fiel mir schwer.

Ebenso schnell wie die Höhle eingeleuchtet hatte, verfinsterte sie wieder. Es war aber kein Verstummen der Kraftlosigkeit, sondern nur eine neue Atempause für etwas noch Dröhnenderes, es schien, als ob die losgelassenen Wetterteufel nur den Weg bereiten wollten, auf welchen der gesürchtete „Hooting Wetikoo“, der Sturmgott des Athabasken, seine Räden hegen würde.

(Fortsetzung folgt)

Die unbekannte Waffe

Von Hans Kiebau

„In Chicago“, erzählt Thomas Dratter und rührte in seinem Grogglas, „in Chicago weiß man mit Waffen gut Bescheid. Man sieht da nicht gern mit primitiven Revolvern. Man hat Maschinengewehre, automatische Karabiner, Handgranaten, und in der Hinterstube des Café Tipperrey habe ich sogar einen ausgewachsenen Flammenwerfer gesehen. Und als ich im Sommer in einer Bar einen grauhäutigen Gentleman niederschoss...“

„Erlaube mal“, sagte da Ernst Binnemann und setzte sein Glas hin, „du hast einen Menschen niedergeschossen?“

Thomas Dratter schweig einen Augenblick. „Aber natürlich“, murmelte er dann, „ich war doch in Chicago.“

Die Tafelrunde erstarrte zu Eis.

„Das war“, fuhr Thomas Dratter ruhig fort, „das war in der ersten Zeit, als ich eigentlich noch Greenhorn war. Ich saß in der Beccreambar von Smith und trant von dem süßen Zeug, das sie mir da vorgelegt hatten. An

den anderen Tischen saßen etwa ein Duzend Leute. Gentlemen in gut gebügelten Anzügen, rauchten und beobachteten mich. Komisch, dachte ich, was wollen die Leute? Und ich zog eine Flasche aus der Tasche und goß einen Schluck daraus in meinen Becher. Raum hatte ich das getan, als einer von den Gentlemen auf mich zutrat, ein bißchen lächelte und fragte: „Was haben Sie denn da in der Flasche?“

„Benzin“, sagte ich und kniff die Augen zusammen.

„Mir auch einen Schluck“, murmelte der Gentleman.

Was sollte ich tun? Ich gal ihm die Flasche, er setzte sie an und trant. Als er sie wieder absetzte, stand er einen Augenblick wie versteinert. Dann tat er einen Sprung, als ob er die Decke einstoßen wollte. „Danned!“ brüllte er dann, „das ist ja wirklich Benzin!“

Ich hob erstaunt den Kopf. „Natürlich“, sagte ich, „habe ich etwas anderes behauptet?“

Die anderen lachten. Sie schrien

vor Vergnügen, und nur Smith, der Wirt, hielt sich respektvoll ein Taschentuch vor den Mund.

Der Gentleman aber, mit dem Benzin im Magen, taumelte ein wenig hin und her. Dann fing er an zu spucken. Sein Ge-



sicht wurde gelbweiß. „Schuft“, knirschte er, „das sollst du büßen!“ Und während er mich vom Stuhl hochriß, suchte er mit einem Revolver vor meinem Gesicht herum.

Thomas Dratter machte eine

Pause, trant aus seinem Glas und fuhr fort:

„Nun müßt ihr wissen: Ich habe es nicht gern, wenn jemand mit mir spricht und dabei ein Schieß-eisen in der Hand hat. Kurz entschlossen zog ich meinen Revolver

Dratter die Axtel, „dann ging alles sehr schnell. Zuerst wollten sich die Gäste auf mich stürzen. Dann aber schriele irgendwo ein Pfiff, und im Augenblick war ich allein in der Beccreambar. Niemand hinderte mich, den Raum zu verlassen. Ich aber blieb, beugte mich zu dem Niedergeschossenen, legte ihn auf die Bant, wusch ihm das Gesicht.“

Eine halbe Stunde später erst kam, von Smith geführt, die Polizei. „Was ist geschehen?“ fragten die Beamten.

„Nichts“, sagte ich und bot dem Gentleman, den ich niedergeschossen hatte, eine Zigarette an. Der lächelte matt, rülpste, nahm die Zigarette und rauchte. Smith aber der Wirt, taumelte mit zitternden Knieen gegen die Wand...“

„Ja, aber“, schlug Ernst Binnemann auf den Tisch, „du hast uns doch erzählt...“

„Nicht“, hob Thomas Dratter die Hand, „in Chicago weiß man, wie ich sagte, mit Waffen gut Bescheid. Man kennt dort nicht nur Revolver, sondern man hat auch Maschinengewehre, automatische Karabiner, Handgranaten, und in der Hinterstube des Café Tipperrey habe ich sogar einen Flammenwerfer gesehen. Nur eine Waffe kennt man in Chicago nicht: die Scheintodpistole.“

LIES LACH und RATE



„Großmutter, vergrößert deine Brille wirklich?“
„Freilich, mein Kind.“
„Ach, dann nimm sie doch bitte ab, bevor du mit ein Stück Kuchen abschneidest.“

Hochdeutsch

Der gestrenge Schulrat inspiziert die Allerkleinsten, die J-Männchen. Nachdem er so all- hand hin- und hergefragt und ziemlich gebrüllt hat, schimpft er über die schlechte, zum Teil platt- deutsche Aussprache der Kleinen. Jetzt ruft er den Ersten in der vordersten Reihe auf:

„Wie heißt du?“
„Hannes.“
„Was? Ist das etwa Hoch- deutsch? So Hannes heißt du, ver- standen? So Hannes!“ schreit er den Kleinen an, der sich verschüch- tert hinsetzt.

„Und wie heißt du?“ kommt der nächste, ein blondes Kerlchen, dran.

Der steht ängstlich auf und stot- tert: „Jo-Emit, Herr Schri-ri!“

Anekdoten



Hans von Bü- low war dafür bekannt, daß er ein hervorragendes Gedächtnis be- saß. Aber — alle Menschen sind fehlbar — es hat auch diese Gabe ihn manchmal im Stich gelassen.

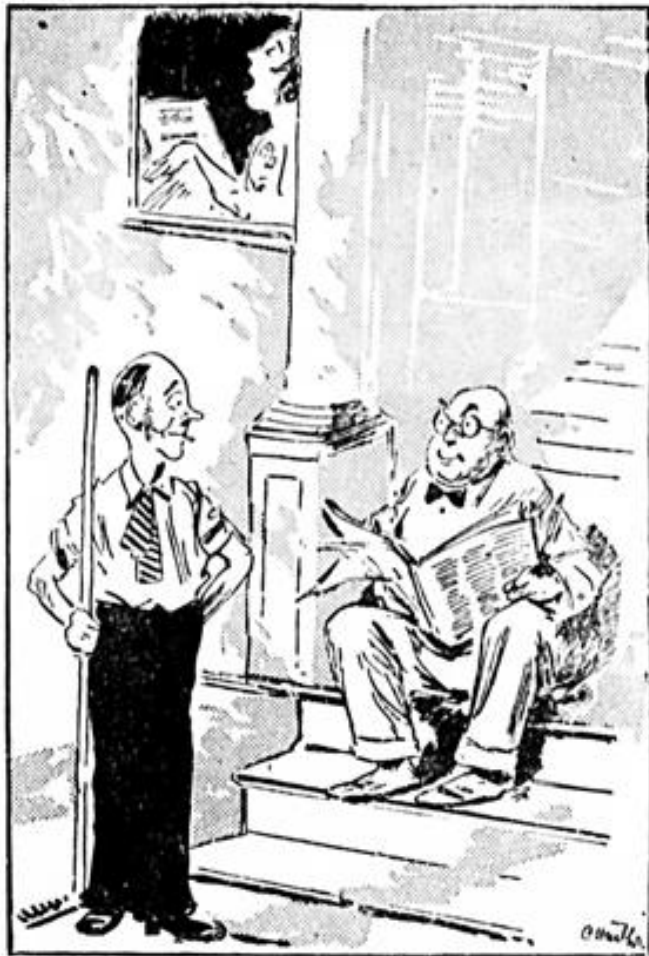
Eines Tages in Meiningen stürzte er während der Probe auf den ersten Hornisten los, schimpfte und wettelte mit ihm wegen einer falsch gespielten Stelle und gab ihm die Schuld an der peinlichen Störung. Die Meiningener wußten den Menschen und Künstler Bülow zu schätzen und seine Art richtig zu nehmen. Daher bestand der Grundsatz, niemals dem Meister, wenn er erregt war, zu wider- sprechen, selbst dann nicht, wenn er sich in einem Irrtum befand.

Nachdem Bülow sich beruhigt hatte und bereits wieder auf dem Dirigentenpult saß, um die Probe fortzuführen, erhob sich der Hornist, über dessen Haupt sich soeben das Unwetter entladen hatte, und sagte:

„Ja, Herr von Bülow, ich war ich

ja gar nicht gewäsen, die Stelle steht im dritten Horn.“
Ein Bild des großen Dirigenten in die Partitur zeigte ihm seinen Irrtum, und er konnte selber nicht umhin, herzlich zu lachen.

„Sie erinnern mich an einen Wald“, sagte die junge hübsche Dame zu dem hübschen jungen Mann.
„Wieso, bin ich so erstickend?“
„Nein, aber so grün!“



Warum sitzt du denn in der sengenden Sommerhitze vor dem Haus, Theodor?
Meine Frau übt Gesang und ich möchte nicht in den Verdacht kommen, daß ich mit ihr einen Streit habe.

Die Verwechslung

Als Gustav Mahler noch Thea- terkapellmeister in Leipzig war, betrat er eines Tages, tief in Ge- danken verfunken, das Bühnen- gebäude mit brennender Zigarre. Zu seinem Bedauern mußte er gerade dem neuen Oberfeuerwehrmann in die Arme laufen.

„Hoh! Hör'n Sie mal!“ rief ihn dieser in strengstem Caffee- sächsisch an. „Das wärd gemeld't! Wer sein Sie denn?“

„I bin der Mahler!“ hauchte ihn der Tongewaltige an und wandte sich zum Gehen.

Aber der brave Beamte faßte ihn am Rockärmel: „Gomm Sie ma' mit! Ob Sie nu der Maser oder der Lagierer sein, gemeld't wär'n Sie doch!“

Immer rinn...

„Hm... also Sie wollen sich um die freie Stelle als Hering- einpöcker bei uns bewerben? Ha- ben Sie denn überhaupt Fach- kenntnisse?“

„Das gerade nicht, aber ich war drei Jahre lang Untergrundbahn- schaffner!“

„Sind Sie auch, wenn Sie des nachts lange gebummelt haben, am andern Tage wie zer schlagen?“

„Nein, ich bin unverheiratet.“

Er: „Immer wenn ich dich in deinem neuen Hut sehe, muß ich lachen!“

Sie: „Na, dann werde ich ihn auch aussuchen, wenn die Rech- nung kommt!“

Der Klotz

Als Caruso in der Mailän- der „Scala“ in einem seiner lech- ten Lebensjahre den Rhadames gesungen hatte, meinte nach der Vorstellung der „Alba“ ein miß- günstiger Kollege:

„Der Kerl hat ja einen Klotz im Hals!“

Mascagni, der daneben stand, drehte sich um und sagte: „Für diesen Klotz, mein Lieber, würde ich Ihnen pro Abend gut und gerne 2000 Lire zahlen.“

Schwierige Sache

Die Sache spielt auf dem Ein- wohner-Meldeamt.

Ein Mann erscheint und sagt zu dem wachhabenden Beamten: „Ich möchte gern auswandern!“

Der Beamte zückt Tinte und Feder, holt ein großes Formular und fragt: „Wohin?“

„Nach Massachusetts“, antwor- tet der Mann.

Der Beamte hebt den Kopf: „Wohin?“

„Nach Massachusetts!“

Der Beamte will schreiben, dann sagt er: „Buchstabieren Sie doch mal.“

Der Mann buchstabiert: „Nach Massachusetts.“

Der Beamte beugt sich über das Formular, dann legt er den Federhalter hin, steht auf und sagt: „Hören Sie mal, lieber Mann, wollen Sie nicht lieber woandershin auswandern?“

Noch zu teuer

Supps feigster Wunsch war ein Auto. Vom Stra- ßenroller an hatte er es so langsam über ein Jahr- rad bis zum Mo- torrad gebracht, aber: Supps sehn- lichster Wunsch war ein Auto.

Und siehe da: Eines Tages erschien Supp mit einem autoähnlichen Behälter freudestrahlend in einer Repara- turwerkstätte.

„Können Sie mir den Wagen in Schuß setzen?“ fragt er den Meister.

Der kratzt sich hinterm Ohr.

„Was haben Sie denn für die Reppeltiste bezahlt?“ fragte er.

„Gar nichts“, sagt Emil Stolz, „ein Freund hat sie mir geschenkt!“

„Dannnerlei!“ meint da der Meister, „der hat Sie aber ge- hörig überleuert!“

„Kann mir einer von euch ein Ruh- tier nennen?“ fragt der Lehrer in der Schule.

Der kleine Werner meldet sich: „Herr Lehrer, das Pferd!“

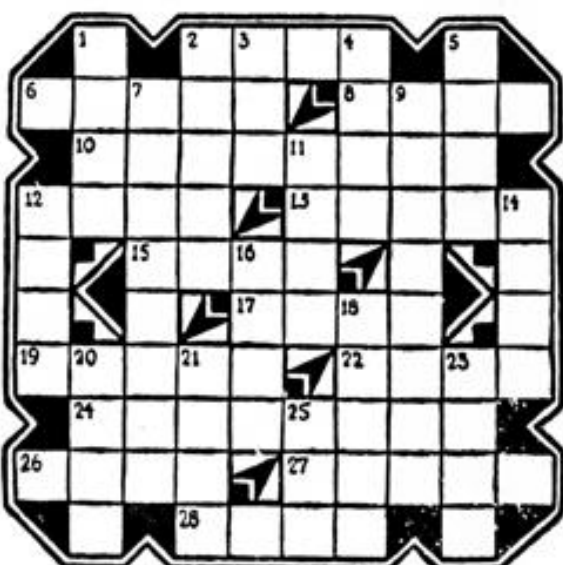
„Sehr richtig!“ nicht der Lehrer, „und auf welche Weise ist das Pferd dem Menschen nützlich?“

„Man kann beim Rennen drau- ßen und eine Masse Geld ge- winnen!“



Sie werden kein Glück haben, Herr Doktor, ich bin von Beruf Zahnathlet.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 2. Schiffsteil, 8. Diener, 8. Liebesgott, 10. chine- sischer Würdenträger, 12. physik. Begriff, 13. Himmelskörper, 15. konfe- derierender Anstich, 17. Vogel, 19. krankhafte Sucht, 22. Voranschlag, 24. Kreisstadt in Preußen, 26. dicke Masse, 27. französischer Schrift- steller, 28. großer Mann.

Senkrecht: 1. Titel der buddhistischen Priester, 2. italienischer Dichter, 3. juristischer Begriff, 4. Spielartenfarbe, 5. deutsche Univer- sität, 7. Laubbaum, 9. hoher Beamter, 11. Angehöriger eines arabi- schen Volkes, 12. Klebmittel, 14. Festbestimmung, 16. Ringelwurm, 18. Naturerscheinung, 20. Geschichtsepoche, 21. ägyptische Göttin, 23. weiblicher Vorname, 25. Stammutter.

Silbenrätsel

bar — bar — bel — ce — de —
del — dol — el — en — en —
ger — gun — he — i — sel —
la — lo — lom — na — ring —
ro — sa — seg — ster — te —
ther.

Aus den obigen Silben sind 10 Worte von folgender Bedeu- tung zu suchen:

1. Fisch
2. Geflügel
3. weibl. Vorname
4. Blütenstand
5. Vogel
6. Landfisch in Italien
7. Stadt in Spanien
8. Nachkomme
9. Dichter aus d. Steiermark
10. Gestalt a. d. Nibelungenlied

Sind die richtigen Worte ge- funden, so ergeben die Anfangs- buchstaben eine alte deutsche Stadt.

Verstehbrätsel

Wissenwahrheit
Geraklit
Bartischerer
Epankuli
Eichenholz
Wlasterstein
Tropenwunder
Rentone
Leoncavallo
Barcelona
Legationsrat

Diese Worte sind waagerecht 10 zu verschieben, bis zwei senkrechte Buchstabenreihen den Namen des größten englischen Dramatikers und eines seiner Werke ergeben.

Im Tiergarten

Raubtiere sind die „Eins-zwei“. Bedrohlich ist ihr „Drei“. Im Garten such das Ganze, Dort steht du's auch als Pflanze.

Auflösungen

zu voriger Nummer.

Denksportaufgabe:
Die Passagiere bemerkten, daß der Mond an der entgegengesetzten Schiff- seite aufging wie am Abend zuvor. Das Schiff befand sich daher auf der Rückfahrt nach New York, um der infolge des erfolgten Kriegs- ausbruchs drohenden Kaperung zu ent- gehen.

Luftschlösser

Erb(a)len
Rätsel:
Barmen, Barde, Barbe, Barmen
Verbindung:
Lie — be — Liebe.

Erfrischend:
Kaltschale.

Zahlenanagramm
Satrap — Patras — Tarasp —

Wer kann antworten?

1. Sahib, 2. Copper, 3. Himalaja, 4. Wohigenuth, 5. Andromache, 6. Reiß, 7. Zugspitze, 8. Wallot, 9. Ibsen, 10. Delia, 11. Erato.

Schwarz (Schießpulver, Wide [Stahl- feder]).

Groß und klein

Gipfel, Zipfel.
Liebe von Dauer:
Freue, teuer.

Silbenrätsel:

1. Wuche, 2. Ingeborg, 3. Regenbogen, 4. Salhal, 5. Underwood, 6. Chemiker, 7. Honolulu, 8. Einhorn, 9. November, 10. Undine, 11. Ephraim, 12. Baltikum, 13. Elendi, 14. Revolu- tion, 15. Antrimette, 16. Lettland, 17. Lenin, 18. Delhi, 19. Adoll, 20. Seidenland, 21. Union, 22. Nassu, 23. Brombeere, 24. Emigrant, 25. Dra- matör, 26. Istrien.

Wir suchen überall das Un- dinge und finden immer nur Dinge.